

∞ DaF-Szene Korea ∞

# ***Rituale***



Herausgegeben vom  
Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V. / Berlin)  
und der Lektoren-Vereinigung Korea (LVK / Seoul)

**Nr. 39, Mai 2014**

DaF-Szene Korea  
Nr. 39  
*Rituale*

herausgegeben von



**FREUNDES- UND ARBEITSKREIS  
DER LEKTOREN-VEREINIGUNG KOREA  
FALK E. V.**

---

und



Berlin & Seoul, Mai 2014

Abdruck, auch in Auszügen, nur mit Genehmigung der Autoren

ISSN 1860-4463

# Inhaltsverzeichnis

*Michael Menke* Vorwort ... 4

## **Rituale**

*Michael Menke* Rituale in der (Aus)Bildung hüben (Korea) und drüben (Deutschland) ... 5

*Marc Herbermann* Bewertungsrituale und DaF-Unterricht ... 11

*Kai Rohs* Rituale in Korea  
– aus Sicht koreanischer Studenten ... 23

## **Forum**

*Tobias Lehmann* Das Ende des Osis? Die „Zonenkinder“ und „Eisenkinder“ im Vergleich - Vergangenheitsbewältigung in biografischen Lebensberichten ... 25

*Reinhold Rauh* Innen und Außen im deutschen Heimat-Film ... 35

*Frank Kostrzewa* Sprachbewusstheit ... 47

*Kai Rohs* Deutsch nach Englisch in Korea ... 50

## **Die literarische Ecke**

*Lars Bergmeyer* Die „Urkatastrophe dieses Jahrhunderts“, gelebt  
Erich Maria Remarque: Drei Kameraden ... 52

*W. Günther Rohr* Paul Albeseder ist gestorben ... 55  
Peter Simon Altmann: Sommerneige

*Dirk Schlottmann* Ethnografische Literatur oder literarischer Journalismus? Moritz von Uslar: Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung ... 58

*Thomas Kuklinski-Rhee* Fast Food fürs Hirn? ... 62  
Martin Guan Djien Chan: Korea. Gegenwart und Zukunft eines geteilten Landes

<i>W. Günther Rohr</i>	Auf der Suche nach dem Stein der Weisen Zukunftsfragen der Germanistik. Beiträge der DAAD-Germanistentagung 2011 mit den Part- nerländern Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg	... 67
------------------------	---	--------

### **Seminare, Tagungen**

<i>Marcus Stein</i>	Das 15. internationale Symposium der Koreani- schen Gesellschaft für Deutsch als Fremdsprache (KGDaF): Testen und Bewerten im Deutschun- terricht – Theoretische Grundlagen und prakti- sche Anwendungen	... 71
<i>KGG</i>	Hinweis zum Sorak-Symposium der Koreanischen Gesellschaft für Germanistik	... 74
<i>LVK</i>	Die LVK bei facebook	... 76
<i>LVK</i>	Lektorentreffen und LVK-Seminar „Rituale“	... 77

### **Diverses**

Autorenverzeichnis	... 78
Kontakte	... 80
Impressum	... 81

# Vorwort

Ein **Ritual** (von lateinisch *ritualis* ‚den Ritus betreffend‘, rituell)

- ist ein gleichbleibendes, regelmäßiges Vorgehen nach einer festgelegten Ordnung, Zeremoniell (Brockhaus)
- ist eine nach vorgegebenen Regeln ablaufende, meist formelle und oft feierlich-festliche Handlung mit hohem Symbolgehalt. Sie wird häufig von bestimmten Wortformeln und festgelegten Gesten begleitet und kann religiöser oder weltlicher Art sein (z. B. Gottesdienst, Begrüßung, Hochzeit, Begräbnis, Aufnahmefeier usw.). Ein festgelegtes Zeremoniell (Ordnung) von Ritualen oder rituellen Handlungen bezeichnet man als **Ritus**. (Wikipedia)

Rituale bestimmen bewusst oder unbewusst unseren Alltag, unser Berufsleben, unsere Freizeit. Rituale in einem anderen Land (z.B. in Korea) beobachtet man genauer, weil es Abläufe sind, die man selbst vielleicht anders machen würde. Oder wir leben schon so lange in einem anderen Land (Korea), so dass diese Rituale für uns normal geworden sind und wir uns ihnen in unserem Verhalten angeglichen haben.

Für viele Deutsche sind Rituale oder Traditionen etwas, das eher der Vergangenheit angehört. Besonders jüngere Deutsche haben gewisse Abneigungen gegen Formelles. Im koreanischen Alltag dagegen gibt es noch sehr viele dieser regelmäßigen Abläufe, nicht zuletzt im Bereich der Schule oder Universität.

Im Thementeil dieses Heftes haben wir versucht, einige Bereiche dieser **Rituale** zu beleuchten, nicht nur in unserem DaF-Arbeitsfeld, sondern in den beiden Ländern Korea und Deutschland.

Einige Texte dieser Ausgabe werden auf unserem Lektorentreffen im Kloster Waegwan bei Daegu/Korea als Referate gehalten.

Daneben bietet das Forum wieder Raum zu vielfältigen DaF-, Korea- oder Deutschbezogenen Themen. In unserer literarischen Ecke finden Sie Rezensionen zu neueren oder immer noch aktuellen Büchern.

Soweit zu diesem Vorwort, das wie immer auch etwas Rituelles an sich hat. Viel Vergnügen beim Lesen!

*Michael Menke*

# Rituale in der (Aus)Bildung hüben (Korea) und drüben (Deutschland)

Michael Menke

Als mir das Thema „Rituale in der Universität/Schule“ zum ersten Mal in den Sinn kam, fielen mir zunächst die vielen Rituale ein, die ich von koreanischen Universitäten und teilweise auch noch aus meiner Zeit als Lehrer an einer koreanischen Oberschule kenne. Aus meiner eigenen deutschen/österreichischen Universitätszeit in Deutschland oder gar aus meiner Gymnasialzeit hatte ich kaum etwas Ähnliches in Erinnerung, abgesehen von einer kurzen Schulfeier, in der mir damals mein Abiturzeugnis überreicht wurde.

Rituale an meinen Universitäten dagegen, jedenfalls zu meiner Zeit: völlige Fehlangelegenheit! Keine Immatrikulationsfeier, keine feierliche Verabschiedung. "Von der EDV erstellte Magisterzeugnisse werden den Absolventen per Post zugestellt, der Talar gehört einem vergangenen Jahrtausend an, und der einzige streng befolgte Ritus ist die Kaffeepause."<sup>1</sup>

Ist Deutschland also eine Ritualwüste, Korea dagegen das Land der Rituale?

Ich habe in diesem Text versucht, diese Frage zu beantworten, mit einigen Beispielen und Bildern aus (Vor-)Schule und Universität.

## 1. Kindergarten

Aus meiner eigenen Kindergartenzeit kann ich mich an einige regelmäßig vollzogene Dinge erinnern, wie z.B. das Gehen an einer Leine, mit der alle Kinder zusammengebunden waren, wenn wir einen Ausflug machten. Andere ritualmäßige Dinge waren die Mahlzeiten oder die Vorlese-

stunde. Eine Aufnahme- oder eine Verabschiedungsfeier gab es jedoch nicht. Der Kindergarten war eher eine „Aufbewahrungsstätte“ für Kinder, deren Eltern tagsüber arbeiten mussten.



In Korea unterliegen Kindergärten, wie alles, was mit Bildung oder Erziehung zu tun hat, einem Ranking. So gibt es „Elite-Kindergärten“, die bei den Eltern hochbegehrt und entsprechend teuer sind. Neben spielerischer Betätigung gehören bereits Englisch und Mathematik-Unterricht zum Standard. Eine Aufnahmezeremonie findet in einem Rahmen statt, der an die Ivy-League der amerikanischen Hochschulen erinnert. Auch Tanz-, Musik oder Theateraufführungen gehören zu den Programmen, in denen die stolzen Eltern im Laufe der Kindergartenjahre ihre Sprösslinge bewundern können.



<sup>1</sup> Richard Kämmerlings: Im Säurebad des Diskurses, in: *F.A.Z.*, 16.12.1998, S. 37.



Kindergärten in Korea dienen weniger der „Zeitgestaltung“ der jungen Besucher, sondern eher als eine Art „Vor-Schule“ im wahrsten Sinne des Wortes. Nicht umsonst tragen einige dieser Einrichtungen Namen wie z.B. „Kinderschule“. Daneben gibt es aber auch bereits Kindergarten-Einrichtungen, die andere Inhalte anbieten. Selbst „Waldkindergärten“, die einen Bezug zur Natur und zu natürlichem Leben vermitteln sollen, haben sich mittlerweile etabliert.

## 2. Grundschule

Die Grundschule dürfte diejenige Schulform sein, in der sich deutsche und koreanische Einrichtungen am meisten gleichen. Der Unterricht ist hier wie dort noch einigermaßen „locker“, keine Schuluniformen, und der Drill im Unterricht oder im Umfeld dürfte wesentlich nur vom Lehrer ausgehen. Wichtigstes Ritual dürfte die Einschulung sein, die in beiden Ländern feierlich begangen wird. Eine Schultüte ist in Korea allerdings nicht bekannt. Gewisse Unterrichtsrituale gibt es sicherlich, die aber eher auf ein strukturiertes Lernen hinführen.



Wo in Korea der Lehrer/die Lehrerin vorn unter der koreanischen Fahne unterrichtet, bleibt in Deutschland die Wand der Tafel vorbehalten (bis auf das Bundesland Bayern, wo bekanntlich in jedem Klassenraum ein Holzkreuz hängt).

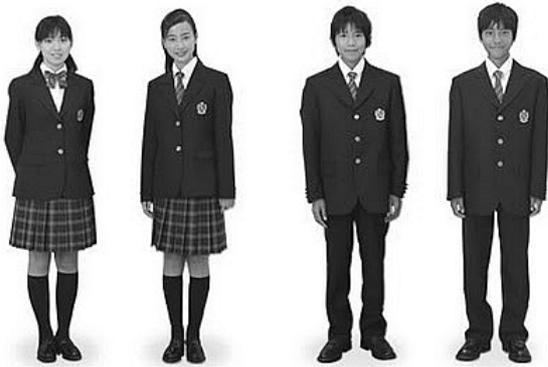


Die Landesfahne wird in Korea bei besonderen Anlässen oder Festen auf dem Vorplatz der Schule gehisst. Viele Schulen haben sogar eine eigene Hymne.

## 3. Mittelschule, Oberschule

Mit dem Eintritt in die Mittelschule beginnt in Korea das „Rennen um die besten Plätze“. Für die Schulen gibt es „Rankings“, welche die bessere oder die beste ist, und die Eltern sind bemüht und scheuen keine Kosten, ihre Kinder für eine, so hofft man, gute Ausbildungsstätte zu positionieren.

Anders als in Deutschland, wo der Übergang von der Grundschule zur nächsten Stufe, Haupt-, Realschule oder Gymnasium, ein wichtiger Schritt der Entscheidung ist, geht es in Korea für fast alle Schüler nach der Mittelschule weiter zur Oberschule (und später auch mit etwa 80 Prozent zum Studium).



Ab jetzt beginnt in Korea die Zeit der Schuluniform. Vor etlichen Jahren trug man noch die sehr preußisch wirkenden Matrosenanzüge, heute sieht es eher britisch aus.



An den Schulen gibt es ein feierliches Aufnahme-Ritual, ebenso am Ende der Schulzeit eine Abschlussfeier, in der die Schüler/innen Talar-ähnliche Gewänder tragen und die schon sehr an Universitätsfeiern erinnert.



Wegen der vielen Prüfungen und des Besuchs der Nachhilfschulen (Hagwon 학원) gehört der Schlaf im Unterricht zu den mehr oder weniger geduldeten Bräuchen im Schulalltag.



Das Ende der Schulzeit wird zwar würdig begangen, dennoch ist klar, dass für die Schüler damit eine besonders harte und nicht unbedingt geliebte Zeit endet. Besonders Schülerinnen bewerfen sich gern am letzten Tag ihrer Schulzeit mit Mehl und Eiern, ein Protest gegen die „langweiligen Schuluniformen“, die man jetzt ablegen darf.

Das ist in Korea dann aber auch schon alles am Ende der Schulzeit. Es gibt keine fröhlichen Abiturfeiern, denn der wohl härteste Test steht noch bevor:

#### 4. Die Universitäts-Eintrittsprüfung (Suneung 수능)



Am Tag der Suneung-Prüfung, die weitgehend festlegt, an welcher Universität man sich später immatrikulieren kann (womit

dann der weitere Lebensweg bestimmt ist), herrscht in Korea Ausnahmezustand. Firmen fangen später an, damit es keine Verkehrsstaus gibt, Flugzeuge werden umgeleitet, um den Lärm über den Prüfungszentren zu reduzieren, selbst die Seouler Börse öffnet an diesem Tag später.



Mütter beten vor den Schultoren, Geschwister und Freunde wollen Mut machen. Gängige Geschenke für die Prüflinge sind Reis-Süßigkeiten, aber auch Toilettenpapier oder Taschentücher, denn das koreanische Wort dafür bezeichnet gleichzeitig 코를 풀다 (Naseputzen) und 문제를 풀다 (Lösung). Etwa 600.000 Schulabgänger werden an diesem Tag landesweit geprüft.



Allein die Erstellung der Testbögen ist ein Ritual, bei dem über 450 Professoren und Lehrer einen Monat lang irgendwo fern der Zivilisation eingeschlossen werden und die Fragen ausarbeiten. Wer es von den Prüflingen nicht schafft, muss die Lernhölle

noch ein weiteres Jahr erdulden und kann dann erneut diesen Test machen.

## 5. Universität

Ist man in der Universität angekommen, vielleicht sogar in der Wunsch-Hochschule, beginnt ein relativ sorgloses, entspanntes Leben. Zwar sind die Hochschulen in Korea ziemlich verschult, was Curriculum, Stundenplan und Prüfungen angeht, aber der wesentliche Bildungs-Stress ist vorbei. Das führt dazu, dass der Freizeit viel Raum gewidmet wird. Angefangen mit einer großen Erstsemesterparty begleiten das Studium viele Feste, Universitäts-Festivals (auf denen oft bekannte Pop-Gruppen spielen) oder einfach der Gang in die Kneipen, die passenderweise in großer Häufung in Campusnähe liegen.



Auch das „Membership-Training“ (MT), das für neue Studenten an schön gelegenen Orten veranstaltet wird, ist zu großen Teilen von Trinken und Singen bestimmt. Das Studium selbst bietet neben den regulären Veranstaltungen auch andere Gelegenheiten, die festlich begangen werden können, und das immer nach gleicher Art und Weise, z.B. Theater- oder Konzertabende. Die-

se laufen dann nach einer gewissen Regelmäßigkeit ab, 50% Vorführung, 50% anschließendes Bejubeln der aufgetretenen Künstler, oft noch gefolgt von einer Party im Anschluss.



Wichtig ist, ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen. Die Studenten in Korea sprechen von „ihrer Abteilung“ und „ihrer Universität“, was durch T-Shirts und Jacken mit dem aufgedrucktem Universitäts-Emblem und dem Abteilungsnamen dokumentiert wird.



Aber auch im Universitätsalltag in Korea ist nicht immer Sonnenschein. Erhöhung der Studiengebühren oder Hochschulreformen, oft auch die aktuelle Politik sind immer wieder Grund für Studentendemonstrationen, die in der Regel einen sehr genormten Ablauf haben. Ein bisschen erinnern sie manchmal an Deutschland und Westeuropa in den 1960er Jahren.



Seoul 2012



Berlin 1967

Männliche Demonstranten lassen sich, als Ausdruck, dass sie ihren Protest ernst meinen, die Haare scheren.



An deutschen Universitäten gab es in meiner Studienzeit (die 1980er Jahre) kaum Rituale, obwohl ich an einigen altherwürdigen Bildungseinrichtungen eingeschrieben war. Ein Professor im Talar ist mir nie über den Weg gelaufen. Ein bisschen Studentenpolitik, ein bisschen Feiern (z.B. die alljährliche „Feuerzangenbowle“ im Audi-Max der Universität Göttingen), sonst war man eher privat, und die Studentenverbindungen haben mich nicht besonders interessiert.



Heute aber scheint das anders zu sein. Vor allem Hochschulneugründungen und die Universitäten im Osten Deutschlands legen wieder Wert auf Immatrikulationsfeiern und würdige Dienstkleidung. Doch weckten jährliche Immatrikulationsfeiern, Betonung des Titelwesens, feierliche Investituren, Talare und Amtsketten auch unter westdeutschen Akademikern wieder zunehmendes Interesse. So feierte am 24. Juni 1993 die TU München ihr 125jähriges Bestehen, der seinerzeitige Dresdner TU-Rektor Günther Landgraf war auch ange-reist, und sichtlich ergriffen verfasste er hernach eigens einen Artikel, um seiner heimatlichen Universität folgende Informationen zukommen zu lassen:

*„Zum ersten Mal seit Kriegsende trugen in München die Rektoren wieder Talare. Das... verlieh der Festveranstaltung im neu erbauten Auditorium Maximum einen ganz besonderen Glanz. Der Präsident der TU München, Prof. Meitinger, betonte stolz, dass die reich geschmückten Umhänge und*

*phantasievollen Hüte gute Traditionen neu beleben werden und nicht die Asche bewahren sollen, sondern die Flamme“.*<sup>2</sup>

Fotos: Wikipedia, Three Wise Monkeys, Michael Menke

---

<sup>2</sup> Zitiert nach: Falk Bretschneider & Peer Pasternack:, Rituale der Akademiker, in: leipziger beiträge zu hochschule & wissenschaft, 3-4, 1999, S. 11

# Bewertungsrituale und DaF-Unterricht

Marc Herbermann

## 1. Bewertungsrituale auf drei Ebenen

An der Börse, am Krankenbett, im Beichtstuhl oder bei Sportveranstaltungen nehmen Bewertungen oft einen ritualisierten Charakter an. Auch im Rahmen des „Aufgabenkomplexes Deutsch als Fremdsprache“ gibt es verschiedene Bewertungsrituale. Rituale sind sich wiederholende, strukturierte symbolische Aufführungen eines kulturellen Glaubens oder Wertes.<sup>3</sup> Ihr Effekt ist im Allgemeinen der Zusammenhalt einer Gruppe oder Gesellschaft, indem sie das Glaubenssystem einer einzelnen Person mit dem einer Gruppe aufeinander abstimmen.

Rituale vermitteln zwischen Glaubenssystemen, Werten und unbewussten Prozessen. Das verhilft den Individuen einerseits dazu, dass Unbewusstes nicht von ihnen unkontrolliert Besitz ergreift.<sup>4</sup> Andererseits sinken durch Rituale bewusste Prozesse zu automatisch ablaufenden, Sicherheit gebenden Routinen ab.

Bestimmte Utensilien und ein formaler, sich rhythmisch wiederholender dramatischer Ablauf spielen bei Ritualen häufig eine stabilisierende Rolle. Das Ritual enthält oft auflockernde Elemente,<sup>5</sup> und läuft notwendigerweise nach einem verinnerlichten Skript ab, darüber sind sich die Teilnehmenden einig.<sup>6</sup>

Bewertungsrituale können im Zusammenhang mit dem DaF-Unterricht auf mehreren Ebenen ablaufen.<sup>7</sup> Im Folgenden möchte ich drei dieser Ebenen etwas näher untersuchen. Das bekannteste Bewertungsritual ist vermutlich die Bewertung fremdsprachlicher Leistungen durch DaF-Dozenten, angefangen vom Erdenken und der Präsentation möglicher Prüfungsfragen, über das Erstellen eines Tests, der Durchführung der Prüfung mit all ihren dramatischen Elementen bis schließlich zur Beurteilung fremdsprachlicher Leistungen, die dann in einen Notenwert mündet. Sie soll im dritten Teil dieses Aufsatzes, der mit konkreten Vorschlägen zur Verbesserung der Bewertungspraxis endet, besondere Beachtung finden. Andererseits bewerten Studenten und Schüler den Unterricht der Lehrenden.

Schließlich bewerten Institutionen und Lehrende die Leistungen oder Qualifikationen ihrer ausländischen Kollegen, dies insbesondere in Bewerbungsverfahren. Solche Bewertungsverfahren laufen, insbesondere in Korea, in der Regel nach einem streng formalisierten Verfahren ab. Der aus dem Westen kommenden Stellensuchende braucht Geduld und einen Schuss Humor, sich darin zurechtzufinden. So erhält der Bewerber oft wesentliche Informationen über die Stelle erst am Ende des Verfahrens, oder er muss in einem öffentlichen Probeunterricht (공개강의) seine Kompetenzen unter Beweis stellen.<sup>8</sup>

---

3 Vgl. Davis-Floyd, Robbie: Rituals. In: International Encyclopedia of the Social Sciences, 2nd edition. Hrsg. v. William A. Darity. Volume 7: Rabin, Yitzhak - Sociology, Micro Bd. Detroit - New York - San Francisco - New Haven - Waterville - London 2008. S. 259–264.

4 Hans Dieckmann: Methoden der analytischen Psychologie. Eine Einführung. Olten und Freiburg im Breisgau 1979. S. 63f, 122ff.

5 So treten beim Rodeo Clowns auf oder eine Beerdigung endet mit einem Plausch bei Kaffee und Kuchen.

6 Davis-Floyd, Robbie: Rituals [wie Anm. 1].

7 Vom „Bewertungsritual“ als einem feststehenden Konzept im DaF-Unterricht ist dem Autor nichts bekannt. Dennoch taucht dieser Begriff auch in der pädagogischen Literatur auf, etwa bei Faßhauer, Uwe/Basel, Sven: Qualitätsoptimierung oder Bewertungsritual. In: berufsbildung /91-92 (2005). S. 30–35.

8 Es gibt den Probeunterricht mit und den Probeunterricht ohne Teilnehmende. In beiden Unterrichtsarten durfte der Verfasser schon als Bewerber seine Qualifikation unter Beweis stellen. Während er die erste Form

Vermutlich gibt es aber mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede in Bezug auf Bewerbungsverfahren bei koreanischen und deutschen Universitäten. Denn das koreanische Universitäts-system fußt auch auf deutschen Ideen.<sup>9</sup> An den entscheidenden Hebeln sitzen im Westen und auch im Osten häufig keine Personalfachleute. Diese Nicht-Personalfachleute überfrachten bestimmte Positionen mit Erwartungen: Der neue Stelleninhaber soll innovativ sein. Aber wie kann sie oder er Neuerungen einführen, wenn die Institution oder der Fachbereich dazu nicht bereit ist? So erfolgt am Ende des Bewerbungsrituals oft die Einstellung einer Person, die den gegebenen Status-Quo bestätigt.

## 2. Der ausländische DaF-Dozent auf dem Prüfstand

Wenn jemand also seine berufliche Position verlassen will oder verlassen soll oder wenn eine verlassene Position neu zu besetzen ist, wenn sich das Personalkarussell dreht, geht es um die Frage: Wie bewertet ein Kollegium, ein Fachbereich oder eine Universität Leistungen und Qualifikationen? Auch der Verfasser fragt sich oft im Rahmen seiner DaF-Tätigkeit, welche Voraussetzungen jemand mitbringen sollte, der auf einer festen Position in einer Schule oder Hochschule Deutsch als Fremdsprache unterrichtet.<sup>10</sup>

Ich glaube, dass sieben Voraussetzungen wichtig sind:

1. Bestimmte formale Voraussetzungen (Absolviertes DaF- / Germanistik- / kultur- oder sozialwissenschaftliches Studium)
2. Sprachkundigkeit: Hinreichende Kenntnisse der deutschen Sprache und Grundkenntnisse der jeweiligen Landessprache, Wissen über Sprachverwendungs- und -erwerbsprozesse. (Sprachkenntnisse vor allem im Hinblick auf die Rezeption und Produktion von Texten, weniger: Kenntnisse grammatischer Regeln und Besonderheiten.)
3. Vertrautheit mit den kulturellen, politischen und sozialen Systemen deutschsprachiger Länder
4. Allgemeine didaktische, methodische und pädagogische Kenntnisse und Fähigkeiten und solche, die speziell auf den DaF-Unterricht zugeschnitten sind
5. (Interkulturelle) Erfahrungen als DaF-Lektor oder Erfahrungen auf einer vergleichbaren Lehrposition
6. Die Fähigkeit und Bereitschaft, sich an den Kompetenzen und Interessen der Lernenden zu orientieren.
7. Das Vermögen, aktuelle Entwicklungen im „Bedingungsgefüge des Unterrichtes Deutsch als Fremdsprache“ zu rezipieren und plausible Erkenntnisse in den Unterricht zu integrieren

---

dieses Unterrichtes bevorzugt, da sie tatsächliche Interaktionen zwischen den Lehrenden und den Lernenden beinhaltet, misslingt es ihm im Rahmen der zweiten Form, „Theater“ mit abwesenden Studenten zu spielen.

<sup>9</sup> „The modern university ideas adopted in Korean [sic] are based on the German model which was established by the Japanese colonial government and drawing on the US university model after the World War II“. Shin, Jung Cheol: Higher education development in Korea: western university ideas, Confucian tradition, and economic development. In: Higher Education 64 (2012). S. 59–72; hier: S. 59ff.

<sup>10</sup> Diese Frage scheint die einschlägige Literatur eher nur am Rande zu behandeln. So geht es etwa bei Hans-Jürgen Krumm allgemein um den „Faktor Lehren“, nicht aber um konkrete Qualifikationen eines Stelleninhabers (Siehe: Krumm, Hans-Jürgen: Der Faktor Lehren im Bedingungsgefüge des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/u. a. Berlin - New York 2010. S. 907–921.) Hans-Werner Huneke und Wolfgang Steinig gehen eher auf biographische und situative Voraussetzungen einer Lehrtätigkeit ein. Hunecke, Hans-Werner/Steinig, Wolfgang: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. 4., aktualisierte und ergänzte. Berlin 2005. S. 209–217.

## *Die drei erwünschten Merkmale eines typischen Deutschdozenten an einer koreanischen Universität?*

In Korea frage ich einmal einen Kollegen, einen Germanistik-Professor, welche Voraussetzungen jemand mitbringen solle, der auf einer festen Position Deutsch als Fremdsprache an seiner Universität unterrichtet.

Diese Frage überraschte ihn. Dennoch gab er recht klar zu verstehen, wie sich sein Kollegium und er selbst eine passende Besetzung vorstellen. Als Antwort nannte er drei Gesichtspunkte:

### 1. Positivität, Fröhlichkeit

Er meinte, dass „wir“ - damit bezog er sich auf koreanische Wissenschaftler - „generell nicht so fröhlich“ seien. Der typische Deutsche sei jedenfalls nicht besonders humorvoll. Deutsche seien zwar effektiv und gründlich, aber keine Entertainer. Hingegen brächten die Franzosen die für den Unterricht erwünschte Lockerheit oft mit.<sup>11</sup>

### 2. Unvoreingenommenheit

Studenten würden es nicht mögen, wenn ein Dozent bestimmte Personen bevorzuge. Sie hätten ein feines Gespür für eine Ungleichbehandlung. Ein Lehrender müsse daher Fairness und Unvoreingenommenheit walten lassen und alle Studierenden gleich behandeln.

### 3. Kooperationsbereitschaft

Im „Rahmen der Verwaltung“ - was er damit genau meinte, explizierte er nicht - solle der Stelleninhaber „auch Arbeiten übernehmen“, darunter seien auch solche, für die man nicht explizit gefragt werde. Die Verwaltung der Universität begrüße auch Verbesserungsvorschläge, dagegen setze sie diese oftmals nicht um. Vermutlich ist mit „Kooperationsbereitschaft“ ebenso gemeint, Texte von Kollegen Korrektur zu lesen oder gemeinsame Abende zu verbringen.

Ich staunte nicht schlecht über diese Antwort des Germanistik-Professors. Vermutlich ist dies das typische, ebenso an anderen koreanischen Universitäten geltende „interne“ Anforderungsprofil eines ausländischen Sprachdozenten. Dies trifft auch auf Englisch oder Französisch unterrichtende Kollegen zu. Sie scheinen oft insbesondere nach ihren Unterhalterqualitäten beurteilt zu werden, ob sie also einen kurzweiligen Unterricht anbieten können.

Einen richtigen Reim kann ich mir bis heute nicht auf diese „Stellenbeschreibung“ machen. Bedeutet dies nun, dass die Erfahrungen und Fachkompetenzen, *gerade weil sie nicht genannt werden*, einfach als gegeben vorausgesetzt werden und daher besonders wichtig sind? Oder heißt es im Gegenteil, dass ein Stelleninhaber weniger danach beurteilt wird, welche Erfahrungen und Fachkompetenzen er mitbringt, sondern mehr danach, ob er sich zufriedenstellend mit den Mitarbeitern des Fachbereiches und den Studierenden harmonisieren kann, ob er sich also in die Organisation einfügen kann?

Diese Stellenbeschreibung brachte einerseits eine gewisse Erleichterung. Denn gewisse DaF-spezifische Qualifikationen kann ich nicht vorweisen. Leicht ließen sich etwa eine bestimmte Weiterbildung beim Goethe-Institut, ein DaF-Studiengang oder der erfolgreiche Abschluss einzelner Module eines DaF-Aufbaustudiums einfordern. Andererseits enttäuschte mich dieses Drei-Punkte-Manifest. Denn es thematisiert nicht die Fachkompetenzen und das stellt m.E.

---

11 Der Verfasser bewarb sich einmal an einer Universität außerhalb Seouls. Einer der dort lehrenden Professoren sprach kurz über Kennzeichen eines gelungenen Deutsch-Unterrichtes. Er erzähle in jedem Unterricht „einen Witz“.

einen Mangel dar. Ich habe den Eindruck, der Sprachlektor wird hier als engagierter, humorvoller Dienstleister porträtiert, während die Professoren für die „eigentlichen“ wissenschaftlichen Aufgaben zuständig sind. Zu Ende gedacht bedeutet dieser Gedanke für einen Deutschlektor: Schuster, bleib bei deinen Rappen, eine fachliche Weiterbildung ist eine Fehlinvestition.

### *Der Unterricht aus Sicht der Lernenden*

Wer den Unterricht eines Dozenten einigermaßen objektiv bewerten wollte, müsste verschiedene Maßstäbe anlegen.<sup>12</sup> Zu fragen wäre etwa, inwiefern der Unterricht die Lernenden qualifiziert, sich in alltäglichen Sprachsituationen zurecht zu finden, ob der Unterricht hilft, das Hörverständnis oder die Produktion von Texten zu verbessern und natürlich auch, ob er die Lernenden motivieren kann, Deutsch zu lernen. Rückmeldungen über diese Dimensionen erreichen mich, allerdings selten.

Stattdessen erfolgt grundsätzlich eine merkwürdig holzschnittartige Bewertung: Die Abstimmung mit den Füßen. Das entscheidende Qualitätsmerkmal für den Unterricht ist damit nicht, wer, was auf welche Weise gelernt hat, sondern schlicht: Wie viele Personen haben eine Veranstaltung besucht? Grundsätzlich gilt: je mehr Teilnehmer, desto besser ist „die Qualität“. Dieser Bewertungsmaßstab ist allerdings kaum aussagekräftig<sup>13</sup> und er kann auch gegen die Interessen Lehrender gerichtet sein. Denn bei einer allgemein geringen Studentenzahl im Fachbereich Germanistik bedeuten große Zuflüsse von Teilnehmern zu einer Veranstaltung Abflüsse von Teilnehmern bei anderen Veranstaltungen.

Es gibt Studenten, die ein ernsthaftes Interesse daran haben, die deutsche Sprache und Kultur kennen zu lernen. Viele scheinen aber recht widersprüchliche Erwartungen mit einer Veranstaltung zu verknüpfen: gute Unterhaltung, wenig lernen müssen, dabei aber schnelle Fortschritte machen und sehr gute Noten erhalten. Sehen einige Studenten diese Bedingungen nicht erfüllt, wenden sie sich nicht direkt an ihren ausländischen Deutschdozenten, sondern lieber an einen seiner Koreanisch sprachigen Kollegen. Das kann dann dazu führen, dass eine kleine Teilnehmerzahl, sagen wir vier, den Eindruck vermittelt, der Unterricht in einem Kurs mit zwanzig Teilnehmern sei „schwierig“. Der so angesprochene koreanische Kollege tut gut daran, nicht von den punktuellen Eindrücken dieser Studenten auf die generelle Einschätzung aller Teilnehmenden zu verallgemeinern.

---

12 Nach Hans-Jürgen Krumm kann „die Forschung die Frage, was 'guter Unterricht' und wann Unterricht gut sei, auf Grund der Vielfalt von Einflussfaktoren bis heute nicht beantworten“. Krumm, Hans-Jürgen: Der Faktor Lehren im Bedingungsgefüge des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts [wie Anm. 8], S. 915.

13 Denn er berücksichtigt nicht, ob es sich um eine Pflicht-Veranstaltung oder um eine freiwillig besuchbare Veranstaltung handelt. Das gleiche gilt natürlich für die Veranstaltungen, die genau dann stattfinden, wenn auch der betreffende Kurs stattfindet. Manchmal setzt die Verwaltung einen Kurs auf den Stundenplan just zu der Zeit, zu der es teilnahmepflichtige Parallelveranstaltungen gibt. Wer kann und will dann diesen Kurs besuchen? Ebenso berücksichtigt das obige Bewertungskriterium nicht den Bekanntheitsgrad eines Dozenten. Neue, noch kaum bekannte Lehrende ziehen immer zuerst den Kürzeren, d.h. ihre Veranstaltungen, auch wenn diese unterhaltsam und anspruchsvoll zugleich sein sollten, sind zu Anfang ihrer Lehrtätigkeit weniger stark besucht, es sei denn die Lernenden werden explizit aufgefordert, den Kurs des „Neuen“ zu besuchen.

### 3. Bewertung fremdsprachlicher Leistungen

Wie bewerten Lehrende und Institutionen fremdsprachliche Leistungen?<sup>14</sup> Sie nehmen Bezug auf kriteriale und individuelle Normen, aber auch soziale Normen spielen dabei eine Rolle. Das möchte ich im Folgenden auch exemplarisch aufzeigen anhand einer kleinen empirischen Untersuchung. Ich habe die Bewertungsergebnisse eines Semesters des Fachbereichs Germanistik einer koreanischen Universität untersucht.

Die Leistungen einer hinreichend großen Zahl von erwachsenen Fremdsprachenlernern sind annähernd normalverteilt.<sup>15</sup> Man kann diese Behauptung kritisieren.<sup>16</sup> So machte Rüdiger Grotjahn am 26.4.2014 auf dem 15. internationalen Symposium der Koreanischen Gesellschaft für Deutsch als Fremdsprache darauf aufmerksam, dass die von ihm ermittelten Ergebnisse von C-Tests nie normalverteilt seien. Doch entspricht die Annahme der Normalverteilung sicher eher einer realistischen Einschätzung von fremdsprachlichen Leistungen als das noch zu erläuternde Spitzenleistungs-Inflationsmodell, das wir an einigen koreanischen Universitäten vorfinden.

Kurz möchte ich eine Voraussetzung und zwei Annahmen der vorliegenden Erhebung skizzieren. Zunächst die Voraussetzung: 95% der Messwerte einer Normalverteilung liegen innerhalb von zwei Standardabweichungen. Von welchen Annahmen gehe ich aus? Die Klassen für Zensuren sind im Allgemeinen äquidistant, d. h. ihre Breite, gemessen in Standardabweichungen, ist dieselbe. Wenn wir nun Aussagen über 95% einer hinreichend großen Menge von Leistungen treffen, so müssten diese bei einem Zensurenspektrum von 9 Klassen den grauen Balken auf Abbildung 1 entsprechen.

#### 3.1 Bewertungspraxis an einem germanistischen Fachbereich

Vor einigen Jahren ermittelte der Verfasser dieses Aufsatzes die im Sommersemester 2007 vergebenen Zensuren des Fachbereiches Germanistik der Dongduk Frauenuniversität. Wie waren hier die Werte verteilt?

Es dominieren die Spitzenwerte, nicht die mittleren Leistungen, wie aus dem folgenden Diagramm (Abbildung 1, schwarze Balken) ersichtlich ist. Dabei vergaben die Lehrbeauftragten wesentlich bessere Zensuren als die Professoren.

---

14 Dieser Teil des Aufsatzes geht zurück auf einen Vortrag des Verfassers am 26. April 2014. Herbermann, Marc: Bewertung fremdsprachlicher Leistungen und Notengebung. In: Testen und Bewerten im Deutschunterricht. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen. 15. internationales Symposium der Koreanischen Gesellschaft Deutsch als Fremdsprache (KGDaF) vom 25.4. bis 26.4.2014 an der Sookmyung Women's University in Seoul. 2014. S. 93–98.

15 Vgl. Hunecke, Hans-Werner/Steinig, Wolfgang: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung [wie Anm. 8], S. 11; Ergebnisse in Intelligenztests sind ebenso annähernd normalverteilt: Spatz, Chris: Basic Statistics - Tales of Distributions. 9. Aufl. Belmont CA 2008. S. 52, 129.

16 Allgemeine Gründe gegen die Annahme der Normalverteilung von Prüfungsleistungen finden sich bei: Sacher, Werner: Leistungen entwickeln, überprüfen und beurteilen. bewährte und neue Wege für die Primar- und Sekundarstufe. 4. überarb. und erw. Bad Heilbrunn / OBB. 2004. S. 124ff.

# Zensuren im Sommersemester 2007

Dongduk Frauenuniversität - FB Germanistik

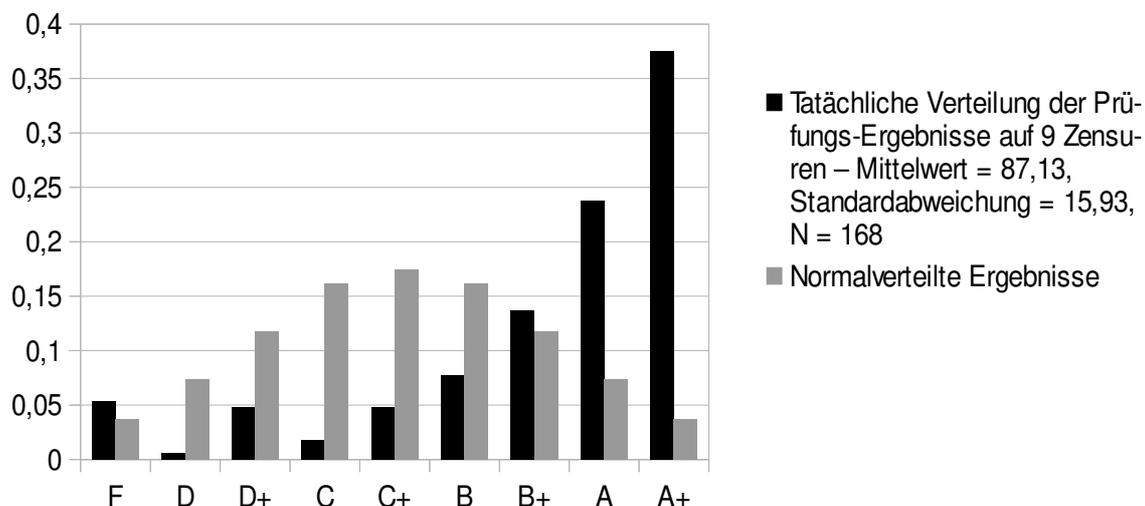


Abbildung 1: Normalverteilte und tatsächliche Verteilung von Prüfungsergebnissen

Man kann diese Ergebnisse auf verschiedene Weise interpretieren. Vielleicht gab es tatsächlich in diesem Semester so viele Spitzenleistungen? Dies erscheint zweifelhaft. Einige Gründe für diese Verteilung sind nur an der Dongduk Frauenuniversität zu suchen. Andere Faktoren für die eben gezeigte Verteilung betreffen vermutlich in gleicher Weise die Germanistik-Fachbereiche verschiedener Universitäten. Diese werde ich an späterer Stelle thematisieren. Damit treffe ich Aussagen über Verhaltensweisen von Deutsch-Dozenten oder über die Politik von Germanistik-Fachbereichen. Mir ist bewusst, dass diese Aussagen zu einem guten Teil auf persönlichen Erfahrungen in drei verschiedenen Germanistik-Fachbereichen basieren. Damit ist natürlich ein induktiver Fehlschluss nicht ausgeschlossen.

## 3.2 Kriterien- und gruppenbezogene Bewertung

An deutschen Sprachinstituten erfolgen Prüfungen meist punktuell. Hierbei messen subjektiv angewendete objektive Maßstäbe Leistungen kriterienorientiert und zunehmend aussagekräftig.<sup>17</sup> Der Gemeinsame Europäische Referenzrahmen gibt sinnvolle Anhaltspunkte für diese Leistungsmessungen.<sup>18</sup> Zensuren könnte man als eindimensionale Interpretationen der Ergebnisse von Leistungsmessungen auffassen. Doch in der Regel erwerben Koreaner eher deutsche Sprachkenntnisse an koreanischen Schulen und Hochschulen als am Goethe-Institut.

17 Vgl. Perlmann-Balme, Michaela: Testen und Prüfen von Sprachkenntnissen. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/u. a. Berlin - New York 2010. S. 1272–1287; hier: S. 1275f.

18 Glaboniat, Manuela: Sprachprüfungen für Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/u. a. Berlin - New York 2010. S. 1288–1298; Kwan, Yeong-Sook: Die Anwendung des Europäischen Sprachenportfolios im DaF-Unterricht in Korea. In: Deutsch als Fremdsprache in Korea. 한국독일어교육학회지 26 (2010).

Woran orientieren sich nun Schulen und Hochschulen bei der Leistungsmessung und bei der Notenvergabe?

In Korea herrscht eine gruppenbezogene Bewertung vor. Unabhängig von den nach objektiven Kriterien messbaren Gruppenleistungen vergeben Prüfer Zensuren nach ihren eigenen Prüfungskriterien und beachten dabei eine angenommene Rangordnung. Indessen sind Rangordnungen nicht die Realität, sondern nur ein Konstrukt. Ein Test, dessen Messungen sich am Niveau einer Lerngruppe orientieren, „liefert dann als Ergebnis lediglich die Rangfolge eines Lernalters in Relation zu den anderen Lernaltern in der spezifischen Gruppe und keine unmittelbare Bewertung der Sprachfähigkeit selbst“.<sup>19</sup>

Unterliegt die Vergabe der Bewertung von fremdsprachlichen Leistungen an Schulen und Hochschulen also eher sozialen Kriterien? Für diese Annahme spricht einiges. So scheint es einen Zusammenhang zwischen dem Ansehen eines Faches und der Güte der vergebenen Zensuren zu geben. Je geringer das Ansehen eines Faches auf dem Arbeitsmarkt ist, so ließe sich formulieren, desto bessere Noten erhalten die Studenten dieses Faches.

Dozenten in Korea sind reserviert, wenn sie die Deutschkompetenz von Studenten objektivieren sollen. Sowohl in Deutschland als auch in Korea war der Verfasser für verschiedene universitäre Fachbereiche tätig. Eine Diskussion über Testarten, -methoden und -gütekriterien<sup>20</sup> hat er in beiden Ländern unter den dort Prüfenden nie erleben können. Kollegen aus dem Fachbereich Englisch vermitteln ihm dagegen einen anderen Eindruck: Oft ausgerichtete, auf verschiedene Fertigkeiten bezogene Tests, scheinen dort genauer als in den germanistischen Abteilungen die Sprachkompetenz der Studenten widerzuspiegeln. Das Lehrpersonal an germanistischen Fakultäten setzt solche Tests nicht im erforderlichen Umfang ein. Offenbar möchte man keine Studenten abschrecken.

Eine systematische Orientierung am Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen<sup>21</sup> oder an anderen internationalen Standards, wie dem VRIPQ-Konzept<sup>22</sup> scheint kaum oder gar nicht zu erfolgen. Verbreitet ist dagegen eine Bewertungspraxis, die „heterogene Kurse“ als Maßstab nimmt. Aber Seminare mit bunt zusammengewürfelten Teilnehmern auf unterschiedlichen Kompetenzniveaus erschweren eine objektive Leistungsmessung.

### **3.3 Verhilft die Vorgabe von Prozentwerten zu einer pädagogisch sinnvollen Bewertung?**

Auch bei der sogenannten „absoluten Bewertung“ (절대평가, Vergabe der Noten ohne Begrenzung) spielen „leistungsexterne“ Gründe eine Rolle. Tatsächlich ist „taktisches Benoten“<sup>23</sup> unter Dozenten verbreitet. Einige glauben durch das Anheben des Notenniveaus die

---

19 Hunecke, Hans-Werner/Steinig, Wolfgang: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung [wie Anm. 8], S. 201f.

20 Beispielsweise wie bei Behrens, Ulrike: Leistungsmessung. In: Kernbegriffe der Sprachdidaktik Deutsch. Ein Handbuch. Hrsg. v. Björn Rothstein/Claudia Müller. Erster Bd. 2013. S. 217–220; Brunfaut, Tineke/Clapham, Caroline: Assessment and Testing. In: Routledge Encyclopedia of Language Teaching and Learning. Hrsg. v. Michael Byram/Adelheid Hu. 2. Aufl. Abington - New York 2013. S. 52–59.

21 Vgl. Kwan, Yeong-Sook: Die Anwendung des Europäischen Sprachenportfolios im DaF-Unterricht in Korea [wie Anm. 16].

22 Vgl. Grotjahn, Rüdiger: Testen, Prüfen, Evaluieren: Funktionen und Qualitätsstandards - Zusammenfassung. In: Testen und Bewerten im Deutschunterricht. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen. 15. internationales Symposium der Koreanischen Gesellschaft Deutsch als Fremdsprache (KGDaF) vom 25.4. bis 26.4.2014 an der Sookmyung Women's University in Seoul. 2014. S. 3.

23 Zum „taktischen Benoten“ im Allgemeinen siehe: Sacher, Werner: Leistungen entwickeln, überprüfen und beurteilen. bewährte und neue Wege für die Primar- und Sekundarstufe [wie Anm. 14], S. 107.

Chancen eines Studierenden verbessern zu können, sei es dass er oder sie dann eher an einem Austauschprogramm teilnehmen kann, sei es, dass sich dadurch vermeintlich die Aussichten des Kandidaten auf dem Arbeitsmarkt verbessern. Tatsächlich erweisen viele Dozenten durch diese Bewertungspraxis den Lernenden einen Bärenienst.<sup>24</sup>

Ein weiteres soziales Kriterium bei der Notenvergabe besteht darin, dass „gute“ Noten Studenten motivieren sollen, Deutsch zu lernen. Allerdings fördert eine solche Bewertungspraxis weniger das Lernen nach Interessen, sondern eine extrinsische Motivation.<sup>25</sup>

Nicht selten schrecken Deutsch-Dozenten auch aus persönlichen Gründen zurück vor der Vergabe von möglicherweise gerechteren, dafür aber schlechteren Noten. Denn durch das Vergeben von schlechteren Noten sinke ihr „Kurswert“, so glauben die Lehrenden, und damit die Nachfrage nach ihren Kursen bei den Studierenden.<sup>26</sup> Dies trifft möglicherweise besonders auf Lehrbeauftragte zu. Denn diese haben keine sichere Position an einer Hochschule und nicht wenige glauben durch die Vergabe von Spitzenzensuren ihre Sympathiewerte und damit die Stabilität ihrer Anstellung zu verbessern.

Damit Prüfende weniger nach sozialen Kriterien bewerten, haben zahlreiche Institutionen Vorgaben für die prozentuale Höchst- oder Mindestvergabe von Noten eingeführt (상대평가). Diese Vorgaben sind eher an einer realistischen Verteilung von Zensuren orientiert. Allerdings zeigen sich auch hier wieder Ungerechtigkeiten; außerdem führen Dozenten unter diesem Verfahren die Praxis fort, Quoten strikt „auszuschöpfen“, also die gegebenen Grenzen beachtend möglichst gute Noten zu verteilen.

Die Dongduk Frauenuniversität führte das Quotenverfahren im Jahre 2010 ein. Wahrscheinlich sieht die derzeitige Notenverteilung an vielen germanistischen Fachbereichen, die ein solches Verfahren anwenden, in etwa so aus wie in Abbildung 2 (schwarze Balken). Folglich würde auch bei diesem Verfahren eine Tendenz zum „Ausschöpfen“ und zur Vergabe von Spitzenwerten im Rahmen des Möglichen bestehen. Damit kommt es bei dieser Bewertungspraxis zu „Sprüngen“, gleitende Übergänge entfallen, aus minimalen Differenzen zwischen einzelnen Leistungen ergeben sich Unterschiede ganzer Notenklassen.

---

24 Vgl. Mansfield, Harvey: Harvard Professor Gives Two Sets Of Marks To Combat Grade Inflation. 2013. Internet: <http://hereandnow.wbur.org/2013/12/04/harvard-grade-inflation>. Zuletzt geprüft am: 8.4.2014.

25 Vgl. Herbermann, Marc: 빌 게이츠 (Bill Gates)가 던진 질문의 의미는? In: 동덕여자대학부 - 교수 칼럼. Übers. v. 화경김. Seoul 2008.

26 Vgl. Kim, Edeltrud: Das Grundstudium an koreanischen Universitäten. In: DaF-Szene Korea /18 (2003). Internet: <http://www.lvk-info.org/nr21/lvk-21grundstudium.htm>; Google Sites: The risky game that a significant number of Korean university students tend to play. In: University Education in South Korea. 2014. Internet: <https://sites.google.com/site/southkoreaneducation/home/university-education-in-south-korea>. Zuletzt geprüft am: 7.4.2014.

## Angenommene typische Notengebung eines Germanistik FB

### Mögliche und tatsächliche Verteilung der Ergebnisse mit relativer Bewertung

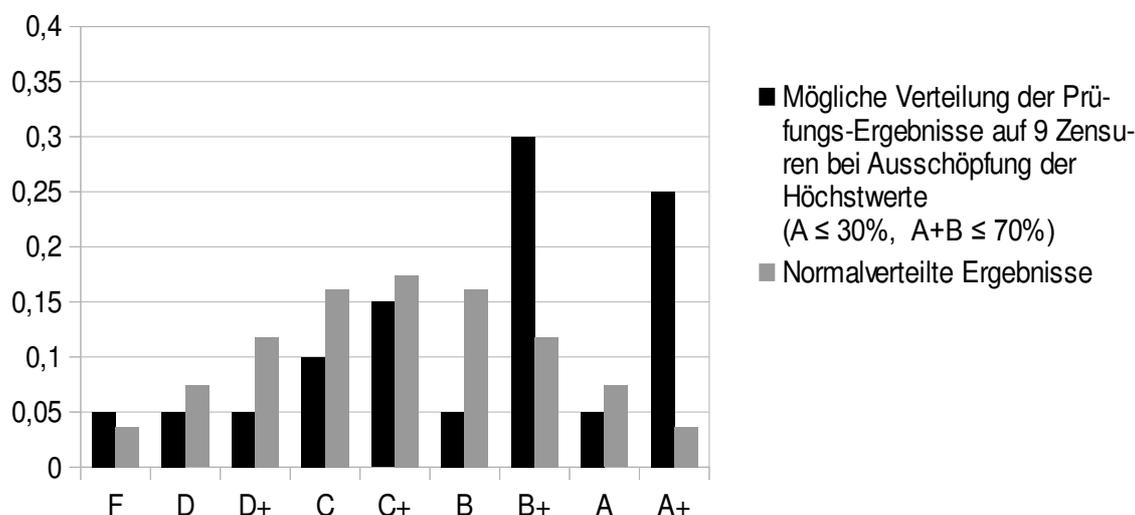


Abbildung 2: Auch 상대평가 kann zu nicht begründbaren „Sprüngen“ und einer Dominanz von guten und sehr guten Noten führen.

### 3.4 Vorschläge für die Bewertungspraxis von fremdsprachlichen Leistungen

Doch wie lassen sich die gegenwärtigen Ungenauigkeiten oder Ungerechtigkeiten bei der Notenvergabe verringern? Darüber sollen die folgenden Überlegungen Ideen liefern. Wer fremdsprachliche Leistungen bewertet, sollte natürlich auch berücksichtigen, dass der „zeitliche und ökonomische Aufwand in einem vertretbaren Verhältnis zur gewonnenen Information stehen“.<sup>27</sup>

1. Ergänzend zu oder statt der vorgeschriebenen Mindest- oder Höchstvergabe von bestimmten Notenwerten könnte die Lehrereinrichtung einen Höchst-Durchschnittswert ab einer bestimmten Kursgröße festsetzen. Dann hätte der Dozent mehr Freiraum, Notenwerte zu vergeben. Nicht begründete „Sprünge“ entfielen.
2. Lehrende sollten Lernende mehr an der Bewertung ihrer Leistungen beteiligen. Dozenten können etwa das Bewertungsritual transparenter machen, d.h. die Vergabe einzelner Noten nachvollziehbarer begründen und eine obligatorische Selbstevaluation der Lernenden am Anfang und am Ende eines Kurses vornehmen lassen.<sup>28</sup>
3. Häufigeres Bewerten von Leistungen auf unterschiedlichen Dimensionen vermittelt einen umfassenderen und objektiveren Eindruck von sprachlichen Leistungen als wenige schriftliche Prüfungen.
4. Scheinbar erleichtern heterogene Klassen die Bewertung. Denn der Lehrende kann leicht fortgeschrittene und weniger kompetente Schüler identifizieren. Doch geht es wirklich darum festzustellen, was ein Lernender kann? Gerechter wäre eine

<sup>27</sup> Behrens, Ulrike: Leistungsmessung [wie Anm. 18], S. 219.

<sup>28</sup> Vgl. Enčeva, Milka: Sprachenportfolio für Germanistikstudierende in Slowenien. In: Magazin. Beiträge der IDT Jena/Weimar 2009. Hg.: Der Internationale Deutschlehrerverband. 1/81 (2009). S. 510–518.

- Lernfortschrittsmessung, die nicht den Mittelwert aus punktuell erfolgreichen Tests bildet, sondern danach fragt, was jemand im Kurs dazugelernt hat.
5. Dies beinhaltet auch, dass die germanistischen Fachbereiche mehr auf homogenere Kurse hinarbeiten sollten.
  6. Eine andere Möglichkeit wäre, einmal qualitative Bewertungen, dann Ziffernnoten für bestimmte Leistungen in Seminaren zu vergeben.
  7. Die Inflation von Spitzenzensuren liegt letztlich nicht im Interesse der Studierenden. Der Harvard-Professor Harvey C. Mansfield setzt sich gegen eine solche Bewertungspraxis ein. Er führt zwei Notenwerte für seine Studenten. Er vergibt eine „offizielle Note“ und zeigt seinen Studenten durch eine „Privatnote“, wo sie nach seiner Meinung tatsächlich stehen.<sup>29</sup>

---

29 Mansfield, Harvey: Harvard Professor Gives Two Sets Of Marks To Combat Grade Inflation [wie Anm. 22].

## Literaturverzeichnis

Behrens, Ulrike: Leistungsmessung. In: Kernbegriffe der Sprachdidaktik Deutsch. Ein Handbuch. Hrsg. v. Björn Rothstein/Claudia Müller. Erster Bd. 2013. S. 217–220.

Brunfaut, Tineke/Clapham, Caroline: Assessment and Testing. In: Routledge Encyclopedia of Language Teaching and Learning. Hrsg. v. Michael Byram/Adelheid Hu. 2. Aufl. Abington - New York 2013. S. 52–59.

Davis-Floyd, Robbie: Rituals. In: International Encyclopedia of the Social Sciences, 2nd edition. Hrsg. v. William A. Darity. Volume 7: Rabin, Yitzhak - Sociology, Micro Bd. Detroit - New York - San Francisco - New Haven - Waterville - London 2008. S. 259–264.

Enčeva, Milka: Sprachenportfolio für Germanistikstudierende in Slowenien. In: Magazin. Beiträge der IDT Jena/Weimar 2009. Hg.: Der Internationale Deutschlehrerverband. 1/81 (2009). S. 510–518.

Faßhauer, Uwe/Basel, Sven: Qualitätsoptimierung oder Bewertungsritual. In: berufsbildung /91-92 (2005). S. 30–35.

Glaboniat, Manuela: Sprachprüfungen für Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/Claudia Riemer. Berlin - New York 2010. S. 1288–1298.

Google Sites: The risky game that a significant number of Korean university students tend to play. In: University Education in South Korea. 2014. Internet: <https://sites.google.com/site/southkoreaneducation/home/university-education-in-south-korea>. Zuletzt geprüft am: 7.4.2014.

Grotjahn, Rüdiger: Testen, Prüfen, Evaluieren: Funktionen und Qualitätsstandards - Zusammenfassung. In: Testen und Bewerten im Deutschunterricht. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen. 15. internationales Symposium der Koreanischen Gesellschaft Deutsch als Fremdsprache (KGDaF) vom 25.4. bis 26.4.2014 an der Sookmyung Women's University in Seoul. 2014. S. 3.

Hans Dieckmann: Methoden der analytischen Psychologie. Eine Einführung. Olten und Freiburg im Breisgau 1979.

Herbermann, Marc: 빌 게이츠 (Bill Gates)가 던진 질문의 의미는? In: 동덕여자대학교 - 교수칼럼. Übers. v. 화경김. Seoul 2008.

———: Bewertung fremdsprachlicher Leistungen und Notengebung. In: Testen und Bewerten im Deutschunterricht. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen. 15. internationales Symposium der Koreanischen Gesellschaft Deutsch als Fremdsprache (KGDaF) vom 25.4. bis 26.4.2014 an der Sookmyung Women's University in Seoul. 2014. S. 93–98.

Hunecke, Hans-Werner/Steinig, Wolfgang: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. 4., aktualisierte und ergänzte. Berlin 2005.

Kim, Edeltrud: Das Grundstudium an koreanischen Universitäten. In: DaF-Szene Korea /18 (2003). Internet: <http://www.lvk-info.org/nr21/lvk-21grundstudium.htm>.

Krumm, Hans-Jürgen: Der Faktor Lehren im Bedingungsgefüge des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/Claudia Riemer. Berlin - New York 2010. S. 907–921.

Kwan, Yeong-Sook: Die Anwendung des Europäischen Sprachenportfolios im DaF-Unterricht in Korea. In: Deutsch als Fremdsprache in Korea. 한국독일어교육학회지 26 (2010).

Mansfield, Harvey: Harvard Professor Gives Two Sets Of Marks To Combat Grade Inflation. 2013. Internet: <http://hereandnow.wbur.org/2013/12/04/harvard-grade-inflation>. Zuletzt geprüft am: 8.4.2014.

Perlmann-Balme, Michaela: Testen und Prüfen von Sprachkenntnissen. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen/Claudia Riemer. Berlin - New York 2010. S. 1272–1287.

Sacher, Werner: Leistungen entwickeln, überprüfen und beurteilen. bewährte und neue Wege für die Primar- und Sekundarstufe. 4. überarb. und erw. Bad Heilbrunn / OBB. 2004.

Shin, Jung Cheol: Higher education development in Korea: western university ideas, Confucian tradition, and economic development. In: Higher Education 64 (2012). S. 59–72.  
Spatz, Chris: Basic Statistics - Tales of Distributions. 9. Aufl. Belmont CA 2008.

# Rituale in Korea

## – aus Sicht koreanischer Studenten

*Kai Rohs*

In Deutschland gibt es eine Unmenge von Ritualen. Man denke an das Ostereiersuchen, die Bescherung am Heiligabend oder auch das Abschießen von Raketen an Silvester, das dreimalige Klopfen auf den Tisch oder an den Polterabend vor der Hochzeit. Aber welche Rituale gibt es in Korea? Wer könnte diese Frage besser beantworten als koreanische Studenten selbst? Ich habe daher meinen Germanistikstudenten im fünften Semester im Unterricht die Aufgabe gestellt, in Partnerarbeit und auch in Kleingruppen Texte über Rituale und deren Hintergründe in Korea zu verfassen. Diese Texte seien hier nun vorgestellt.

*Byun Na-young, Park Hyun-young:*

- a. Zum Beispiel schneidet man keine Nägel in der Nacht. Wenn man die Nägel schneidet, kommen Mäuse und essen die Nägel. Dabei glaubt man, dass das Pech bringt. Denn immer schon hat man Mäuse als schlechte Tiere gesehen.
- b. Auch am Morgen erschlägt man keine Spinnen. Denn man denkt, die Spinnen sind Gäste. Wenn man eine Spinne erschlägt, glaubt man, dass ein Unfall passiert oder es eine Katastrophe gibt.
- c. Und wenn Frauen ein Baby zur Welt bringen, essen sie Seetangsuppe. In der Seetangsuppe gibt es viele gute Elemente. Deshalb isst eine junge Mutter Seetangsuppe, um wieder stark zu werden.
- d. Und wenn ein böser Mensch kommt und das Haus verlässt, wirft man Salz vor die Tür. Damit vertreibt man Geister. Denn immer noch glaubt man, dass Geister Salz hassen.
- e. Und um langes Leben zu wünschen, isst man Nudeln, vor allem ältere Menschen. Denn lange Nudeln bedeuten ein längeres Leben. Wenn man eine Geburtstagsparty

für ältere Menschen gibt, essen alle zusammen Nudeln.

f. Auch vor der Prüfung isst man Schokolade. Das hilft beim Konzentrieren. Deshalb glaubt man, dass man dann gute Noten bekommt.

*Moon So-yoon, Park Su-jin, Yuk, Seong-min:*

a. Wenn man einen Sohn zur Welt bringt, hängt man eine Peperoni draußen an die Tür. Die Koreaner glauben, dass die Peperoni vor dem Teufel schützt.

b. Wenn man zu einer Trauerfeier geht, soll man schwarze Kleidung anziehen, weil Schwarz den Tod symbolisiert. Die Koreaner ziehen auch traditionelle weiße Trauerkleidung aus Leinenstoff an.

c. Ein Baby wählt etwas am ersten Geburtstag (, indem es an irgendwelchen Fäden zieht, die man ihm hinhält, Anm.d.V.), zum Beispiel Reis, einen Ball, Geld, ein Seil, einen Bleistift, ein Mikrofon.

Wenn das Baby den Reis wählt, bedeutet es, dass das Baby niemals hungrig ist. Der Ball bedeutet, dass das Baby später sportlich wird. Das Geld bedeutet, dass das Baby genug verdienen kann. Das Seil bedeutet, dass das Baby gesund lebt. Der Bleistift bedeutet, dass das Baby später klug wird. Das Mikrofon bedeutet, dass das Baby später gut singen kann oder ein Talent für Entertainment hat.

*Lee Mi-yeon, Shim You-jung:*

In Korea gibt es ein Ritual vor dem Abitur. Im November haben koreanische Schüler das Abitur. Die Familie oder Bekannte wünschen ihnen „Viel Erfolg“ und geben ihnen Süßigkeiten zum Beispiel Schokolade, Bonbons, Reiskuchen, eine Gabel und Küchentücher vor der Prüfung. Reiskuchen und Bonbons bedeuten Bestehen beim ers-

ten Mal. Schüler finden, dass sie Lösungen besser finden können, wenn sie eine Gabel bekommen.

*Choi Jee-weon, Choi, Yoon-jung:*

a. Wenn man in ein Heft mit roter Farbe schreibt, bringt die rote Farbe Pech. Denn die rote Farbe symbolisiert Blut. Deshalb schreibt man seinen Namen nicht mit roter Farbe. Blut bedeutet „Tod“. Nimm dich in Acht!

b. Bei einer Hochzeit wirft man den Brautstrauß in die Luft. Wer den Blumenstrauß bekommt, heiratet in den nächsten sechs Monaten. Aber nur ledige Frauen können ihn bekommen.

c. Und es gibt noch ein Ritual bei der Hochzeit. Kurz vor der eigenen Hochzeit darf man keine andere Hochzeit besuchen. Man darf keine andere Hochzeit sehen, weil dann das Glück fliehen kann.

d. Wenn man einen neuen Laden eröffnet, verbeugt man sich vor einem Schweinekopf und man steckt Papiergeld in das Nasenloch. Viele Menschen glauben, dass ein Schwein Geld symbolisiert. Und man wünscht dem Besitzer damit, dass er viel Geld mit seinem Geschäft verdienen kann

*Goh Sang-bum, Kim, Bo-na, Koh Min-kyeong, Seo Dong-young, Koh Min-kyeong:*

a. Man soll seinen Namen nicht in roter Farbe schreiben. Die rote Farbe symbolisiert Blut und Teufel. Deshalb halten die Leute diese Farbe für ein schlechtes Symbol.

b. Die Zahl 4 gilt als die Zahl des Todes. Die Aussprache ist gleich mit dem chinesischen Zeichen, das Tod bedeutet.

c. Man soll in der Nacht nicht pfeifen, weil das Pfeifen die Schlangen anlockt. Die Schlangen symbolisieren etwas Listiges und Grausames.

d. Wenn der Spiegel kaputt ist, kommt Pech. Man denkt so, weil man sich durch den Spiegel sieht. Aber wenn der Spiegel kaputt ist, kann man sich nicht gut sehen. Deshalb soll man den Spiegel nicht kaputt machen.

*Jeong, Soo-yeong, Lee Kyoung-mee:*

a. Vor einer Prüfung ist man keine Seetangsuppe. Denn Seetang ist sehr glatt. Man denkt, dass man bei der Prüfung durchfällt.

b. Nach dem Besuch von einer Trauerfeier muss man etwas tun. Wenn man von einer Trauerfeier zurückkommt, wirft man Salz, um Geister zu vertreiben. Geister können von der Trauerfeier mit nach Hause kommen. Man denkt, dass Geister Salz hassen. Deshalb benutzt man Salz. Man streicht sich selbst Salz auf die Schulter, damit der böse Geist weggeht.

c. Schließlich isst man am 1. Januar Reiskuchensuppe. Man glaubt nämlich, dass man ein Jahr älter wird. Danach verbeugen sich die Kinder vor den älteren Menschen. Und die älteren Menschen geben ihnen etwas Geld. Das bedeutet, dass die älteren Menschen dem Kind im neuen Jahr Glück wünschen. Und dann geht man zum Familiengrab und man verbeugt sich vor dem Grab. Denn man möchte, dass die Toten der Familie im Leben helfen.

Es gibt also eine Fülle verschiedenartiger Rituale in Korea. Zum Teil sind sie mit Ritualen in Deutschland identisch. Dabei ist an das Brautstraußwerfen bei der Hochzeit oder die schwarze Kleidung bei Trauerfeiern zu denken. Auch in Deutschland sagt man, dass Scherben eines Spiegels Pech bringen. Andere Bräuche sind geradezu gegenteilig. So soll man vor einer Prüfung keinen Seetang essen, da er rutschig ist und man dann durch die Prüfung fallen könnte. In Deutschland ist das Rutschen im Gruß „Guten Rutsch“ zum Jahresende dagegen eher positiv belegt. Und das Schreiben in roter Farbe würde man in Deutschland als einen Ausdruck von Liebe auffassen, Gedanken an den Tod würden weniger aufkommen.

Aber recht viele Rituale in Korea sind in Deutschland unbekannt. Über deren Hintergründe geben die Texte der Studenten interessante Informationen.

# Das Ende des Osis? Die „Zonenkinder“ und „Eisenkinder“ im Vergleich

Vergangenheitsbewältigung in biografischen Lebensberichten

Tobias Lehmann

## Einleitung

In den hiesigen Feuilletons der führenden Zeitungen in Deutschland wird häufig die Frage nach einer gemeinsamen Identität in Ost und West gestellt. Fast 25 Jahre nach dem Mauerfall sind eine Reihe von (Auto)Biographien und Lebensberichte erschienen, die versuchen die Geschichte aufzuarbeiten und die ganz persönlichen menschlichen Einzelschicksale in den Vordergrund stellen. Im Folgenden möchte ich anhand von zwei biografischen Lebensberichten der Dritten Generation untersuchen, inwiefern die DDR-Vergangenheit aufgearbeitet wurde. Zuerst betrachte ich die so genannten „Zonenkinder“ von Jana Hensel, um mich dann den „Eisenkindern“ von Sabine Rennefanz zu widmen.

Unter dem Namen *Dritte Generation Ostdeutschland* (kurz: Dritte Generation Ost) rufen 25- bis 35- Jährige aus dem Osten zum Dialog mit Gleichaltrigen aus dem Westen und mit den Eltern auf. Als *Dritte Generation Ostdeutschland* wird die Generation junger Ostdeutscher bezeichnet, die ihre Kindheit zum Teil in der DDR und zum Teil im wiedervereinigten Deutschland verbracht hat. Gemeinsames charakteristisches Merkmal dieser Generation ist das Aufwachsen in zwei gegensätzlichen politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Systemen sowie die Umbruchserfahrung 1989/ 90. Es sind die letzten Kinder der DDR, die zum Mauerfall zwischen acht und 16 Jahre alt waren. Insgesamt sind es 2,4 Millionen Menschen

der Jahrgänge 1975 bis 1985.<sup>30</sup> Von deren Existenz leitet sich auch die Existenz einer ersten und zweiten Generation ab. Als erste Generation wird die Aufbaugeneration der Großeltern betrachtet, als zweite Generation wird die Elterngeneration verstanden, die in der DDR geboren, sozialisiert, ausgebildet und berufstätig war.

Die von diesen so genannten Wende- oder Zonenkindern ins Leben gerufene Initiative stellt kritische Fragen an die Elterngeneration, setzt sich kritisch mit DDR-Biographien auseinander, fragt nach Mitläufertum und Mittäterschaft und wie die Eltern ganz persönlich die DDR mitgestaltet haben.

Anhand zweier Biographien, die sich mit der Vergangenheit und den Umgang mit der DDR in Essayform auseinandersetzen, „Zonenkinder“ von Jana Hensel und „Eisenkinder“ von Sabine Rennefanz, soll untersucht werden, ob und inwiefern das mentale Erbe der DDR noch in diese Generation hineinwirkt und auf welche Schwierigkeiten der Dialog mit der Elterngeneration zurückzuführen ist.<sup>31</sup> Zudem soll der Aufsatz einen Beitrag dazu leisten, erstens die Eltern- und die Kindergeneration in Ostdeutschland miteinander zu versöhnen und zweitens Ost- und Westdeutsche näher zusammen zu bringen. So könnte die Teilung, die nach wie vor aus den Köpfen

<sup>30</sup> Vgl. auch die Homepage der Initiative: <http://www.dritte-generation-ost.de/>

<sup>31</sup> Vgl. Jana Hensel, *Zonenkinder*. Reinbek: Rowohlt, 2002 und Sabine Rennefanz, *Eisenkinder*. München: Luchterhand, 2013.

nicht völlig verschwunden ist, aufgehoben werden.

### 1. Jana Hensel: *Zonenkinder*<sup>32</sup>

Lange bevor die Initiative Dritte Generation Ost ins Leben gerufen worden ist, hat Jana Hensel, deren Kindheit mit dem Mauerfall im Jahr 1989 schlagartig zu Ende ging, die Sozialisierung dieser Generation in ihrem Erstlingswerk *Zonenkinder* im Jahr 2002 thematisiert und hiermit die Gründung der Dritten Generation Ost unbewusst vorweg genommen. *Zonenkinder* ist eine Biographie in Essay-Format über die Kindheit in der DDR und die Wiedervereinigung, die die Autorin als 13-Jährige erlebt hat.

Besonders eindringlich beschreibt Hensel die Situation ihrer Eltern. Sie seien enttäuscht und desillusioniert von der Wende und gezeichnet von den Umbrucherfahrungen in den 1990er Jahren. Vieles hätten sie sich anders vorgestellt, als sie sich in den Wendejahren für die Wiedervereinigung eingesetzt hatten. Ihr Zorn richtet sich vor allem gegen den Westen, gegen „das Neue“, gegen die „da drüben“, gegen die so genannten „Wessis“:

Ihre Zeit sei das aber nicht mehr: Die da drüben hätten einfach nichts begriffen. [...] Und, ... , hätte man ihnen damals, im Herbst 89, prophezeit, dass es so kommen würde, sie wüssten nicht, ob sie an den Montagabenden<sup>33</sup> nicht doch lieber zu Hause geblieben wären. Denn dafür, nein, dafür seien sie nicht auf die Straße gegangen. [...] Zu oft hatten wir solche Gespräche schon erlebt: wie sie milde begannen und doch damit endeten, das Neue zu verfluchen oder die alten Zeiten wenigstens zu verteidigen. So war das Leben unserer Eltern.

---

<sup>32</sup> Nachfolgende Betrachtungen basieren auf Jana Hensel, *Zonenkinder*. Reinbek: Rowohlt, 2002.

<sup>33</sup> An den Montagabenden, von denen Hensel schreibt, fanden im September und Oktober 1989 große Demonstrationen in den großen Städten Ostdeutschlands statt. Als repräsentativ gelten die so genannten Montagsdemos in Leipzig.

Erklärungen nützten ihnen nichts. Davon bekamen sie auch keine Jobs.<sup>34</sup>

In dieser Passage wird deutlich, wie schwer sie das Wende-Schicksal getroffen hat. Die Elterngeneration ist zu einem Teil in einen Zustand kollektiver Depression versunken, ausgelöst durch strukturelle ökonomische Probleme wie Arbeitslosigkeit und Abwanderung auf der einen Seite sowie nicht eingelöste Versprechen des Westens und persönliche Enttäuschungen im Umgang mit den Westdeutschen auf der anderen Seite. Die Kinder dieser Eltern sind genau in diesem Umfeld aufgewachsen, in einem Umfeld, das zunächst gekennzeichnet war durch überhöhte Erwartungen an die Zukunft, dann wichen diese Erwartungen Unzufriedenheit und Enttäuschungen einhergehend mit einem ständigen Hadern mit den Lebensbedingungen, die der Westen ihnen auferlegt hat und die sie sich so nicht vorgestellt haben. Eine Rebellion gegen die Lethargie der Eltern fand jedoch nicht statt.

Die Kinder wussten aus ihrer DDR-Sozialisation noch genau, wo und wann sie was sagen durften und wann besser nicht. Außerdem lagen die Eltern oftmals schon am Boden, inmitten der Depression einer ganzen Generation. Da macht ein Aufstand wenig Sinn. Schließlich fand ein Generationskonflikt, der vergleichbar mit der westdeutschen 68er Bewegung wäre, nie statt. Die Kinder griffen ihre Eltern nicht an, stellten keine Fragen nach historischer Schuld oder Ähnlichem. Im Gegenteil, sie verteidigten oft ihre Eltern, empfanden Mitgefühl, zuweilen aber auch Mitleid. Sie hatten einfach nur Glück gehabt, dass sie um ein DDR-Schicksal herumgekommen waren.<sup>35</sup> Jedoch fehlten ihnen der in den Adoleszenzjahren so wichtige Halt und die Stabilität der Eltern. Ihre Erfahrungen schienen nutzlos geworden, nutzlos für die dritte Generation Ost, so dass sie darauf verzichten konnte. Sie ängstigten sich um

---

<sup>34</sup> Hensel, *Zonenkinder*, a.a.O., S. 70f.

<sup>35</sup> Ebd., S. 75-77.

ihre Jobs, schimpften über ihre westdeutschen Vorgesetzten oder, im schlimmsten Fall, machte jeder das seine. Eltern und Kinder kommunizierten einfach gar nicht mehr miteinander, sie wurden sich fremd.<sup>36</sup> Dieses Verhalten hat genauso wie die DDR-Sozialisation bis heute Auswirkungen auf das Benehmen, Verhalten und die Weltanschauung der Dritten Generation Ost, um es kurz zu sagen, auf ihren gesamten Habitus. Einen großen Anteil an diesem Habitus hat auch das ostdeutsche Schul- und Bildungssystem. In der DDR wurden die Kinder erzogen, um sich den gesellschaftlichen Umständen des so genannten real existierenden Sozialismus anzupassen und um zu funktionieren. Eigene Meinungen wurden unterdrückt: „Auf keinen Fall sollten wir es uns durch auffälliges Verhalten mit irgendjemandem verscherzen, es sollte kein Gerede entstehen, nicht auffallen und immer Durchschnitt bleiben“, erklärt Jana Hensel.<sup>37</sup> Hinzu kommt eine den Schülern der DDR antrainierte Schizophrenie, die vor allem aus dem Verbot resultiert, westliche Medien zu konsumieren. Fast jeder, ausgenommen die gehorsamen Parteikader, schaute Westfernsehen, insofern man es empfangen konnte. Doch sprechen durfte darüber niemand:

Dass wir das in der Schule nicht erzählen dürfen, sondern einfach still in der Bank sitzen bleiben und uns nicht rühren sollten, ... ; das musste uns nicht erst gesagt werden. Auch waren wir Profis darin, ... , bei Diskussionen über das Fernsehprogramm des Vorabends entweder den Mund zu halten, wenn der Lehrer ins Zimmer kam, oder statt Wetten dass? und Die versteckte Kamera oder Hart, aber herzlich einfach solche Worte wie Mach mit, mach's nach, mach's besser, Wunschbriefkasten, Ein Kessel Buntes ... zu sagen.<sup>38</sup>

Hinter solchen Regeln verborg sich eine Engstirnigkeit und Doppelzüngigkeit, mit

<sup>36</sup> Ebd., S. 77.

<sup>37</sup> Ebd., S. 90f.

<sup>38</sup> Ebd., S. 90.

der die Kinder schon in jungen Jahren aufgewachsen sind und die sie bis zu einem bestimmten Grad bis zum heutigen Tag begleitet. Die Lehrer haben sich zwar in den 1990er Jahren positiv verändert und ihren Unterrichts- und Erziehungsstil liberalisiert, in dem Maße wie es ihr eigener Habitus und ihr Alter zuließ, doch die Überreste der DDR-Schulerziehung bleiben bestehen, selbst wenn sie inzwischen (kritisch) reflektiert werden.

Die Dritte Generation Ost, aber insbesondere die zweite Generation, die Eltern, mussten nach der Vereinigung erst wieder lernen, „authentisch zu leben“ und nicht nur die Erwartungen von außen zu erfüllen. Erich Fromm bezeichnet das als „Fassadeidentität“, die es gilt, abzulegen. Nur dann, erklärt er, finden wir zu einem glücklichen und zufriedenen Leben zurück. Die Entscheidungen wurden in der DDR oft von außen suggeriert. Die Menschen lebten in der Illusion, dass sie wissen würden, was sie wollten, während sie in Wirklichkeit nur das wollten, was sie nach Ansicht der Anderen wollen sollten. Sie akzeptierten fertig angebotene Ziele, als ob es ihre eigenen wären. De facto hatten sie jedoch „eine tiefe Angst davor, das Risiko und die Verantwortung auf sich zu nehmen, sich eigene Ziele zu setzen.“<sup>39</sup> Sie redeten sich ein, es handele sich um ihre eigenen Entscheidungen, aber in Wirklichkeit verhielten sie sich so, wie es die Gesellschaft von ihnen erwartete, und das machten sie aus Angst vor Isolierung und weil sie ihr Leben, ihre persönliche Freiheit und ihre Behaglichkeit unmittelbar bedroht fühlten.<sup>40</sup>

Authentisch und frei, aber verantwortungsvoll zu leben ist die Botschaft von Jana Hensel 2002 und zehn Jahre später der Dritten Generation Ost an die Eltern, um

<sup>39</sup> Vgl. die Theorie zum authentischen Leben, die der Sozialphilosoph und Psychologe Erich Fromm entwickelt hat. Erich Fromm, *Authentisch leben*. Freiburg: Herder, 2006, S. 79.

<sup>40</sup> Vgl. Erich Fromm, *Authentisch leben*, S. 102 f.

psychische Gesundheit und Lebensfreude zu erhalten.

Jana Hensel ist es schließlich gelungen in einfacher und für Jedermann verständlicher Sprache ein Buch zu schreiben, das nicht anklagt, sondern verstehen hilft, das sensibilisiert, das die Umstände verständlich macht, in die die Dritte Generation Ost hineingewachsen ist. Jedoch wurde „Zonenkinder“ in den führenden Zeitungen von vielen Literaturkritikern als ein Romantisierungsversuch a la „Generation Golf“, nur eben für die ostdeutsche Generation, kritisiert. Nadja Geer fand einzig das Kapitel über die Eltern „spannend“, denn hier wird für sie, anders als im restlichen Buch, ein „wirklicher Verlust spürbar“, indem die Autorin über die große Fremdheit zwischen sich und den Eltern schreibt, genau der Konflikt, über den auch die Dritte Generation Ost reflektiert.<sup>41</sup>

Die Nachwendezeit lässt sich laut Hensel in zwei Phasen unterteilen. Zunächst habe die absolute Westorientierung geherrscht, die alles DDR-Spezifische geschluckt habe. Jana Hensel beschreibt die nachfolgenden Jahre als Periode der kulturellen Anpassung von Ost an West. Diese Anpassung ist stets einseitig verlaufen, Interesse der „Westkinder“ für den Osten bestand kaum. Erst ab Mitte der 90er Jahre entdeckte man den einst als „graue Wirklichkeit“ erlebten DDR-Alltag als Thema, als biografische Besonderheit. Bei Hensel, erklärt Jan Brandt, flößen „die wichtigsten Topoi ostdeutscher Selbstbeschreibungstexte der letzten Jahre zusammen“, in einer fast idealtypischen Beschreibung einer DDR-Kindheit, deren Verlust Hensel hinterher spürt und auch hinterher trauert, vergleichbar mit Florian Illies' Generation Golf, die gar nicht so unähnlich wäre, behauptet er. Dennoch, betont er, dürfe man Hensel und ihre Kollegen nicht missverstehen, sie sei-

en durchaus im Hier und Heute angeht.<sup>42</sup>

Jens Bisky lobt, dass Jana Hensel ein streckenweise durchaus lesenswertes Buch geschrieben hat. Bisky erkennt einige „glänzende“ Beobachtungen, meint jedoch, dass die beschriebenen Charakteristika einer ostdeutschen Biografie mehr als „Symptom interessieren“. Er ist von dem Buch, das er auch als Bildungsroman bezeichnet, enttäuscht. Das Glossar, das spezifisch ostdeutsche Begriffe erklärt, findet er einfach nur „albern“, und er moniert den „selbstgefälligen Ton“ der Autorin. Zudem kritisiert er, die Wirklichkeit der späten DDR treffe das Buch nicht. Bisky verwundert das seltsam „greisenhaft kindlich“ anmutende Bild dieser „stimmungsgesättigten nostalgischen“ DDR. Er vermisst die „Individualität des Erwachsenwerdens“ in der Darstellung. Diese „spitzweghafte Lebensbeschreibung“, befürchtet Bisky, lädt zur „Identifikation mit dem Belanglosen“ ein.<sup>43</sup>

Warum sind bloß alle jungen Autoren darauf aus, ihre eigenen Erfahrung immer gleich als die einer ganzen Generation darstellen zu wollen, aus dem Ich immer gleich ein Wir zu machen, aus den oft frühreifen individuellen Lebenserfahrungen eine Gruppenerfahrung zu machen, ein kollektives Ganzes zu formen, das in dieser Form gar nicht existiert, fragt sich Susanne Ostwald. Die Essays seien „eine krude Mischung aus Selbstbezeichnung und Ostalgie, Selbstironie und pubertärem Mitteilungsdrang“, die vor nostalgischen Plattitüden nicht zurückschrecken, kritisiert sie. Überheblich und mit „dem Habitus einer Greisin, die die Welt nicht mehr versteht“, beschreibt Hensel die Probleme der Nachwende-Jugend. Hensel mache es sich zu einfach. Dabei geht es doch im Kern um nichts weiter als um einen typischen Gene-

<sup>41</sup> Nadja Geer, „DDR-Safari“, in: Die Zeit 51/ 2002, Literaturbeilage vom 12.12.2002.

<sup>42</sup> Jan Brandt, „Mit der Krise steigt die Sehnsucht“, in: Die Tageszeitung (TAZ), 26.11.2002.

<sup>43</sup> Jens Bisky, „Traumbilder vom Osten in den Farben des Westens“, in: Süddeutsche Zeitung, 09.10.2002.

rationenkonflikt. „Es wäre traurig, müsste man wirklich annehmen, dass es keinen Weg zwischen nostalgischer Verklärung und bedingungsloser Anpassung gegeben hat - und keine Leute, die ihn gegangen sind.“<sup>44</sup>

Hensel ist es trotz der zutreffenden Kritik im Jahr 2002 gelungen, auf die soziokulturellen Unterschiede und die daraus resultierenden kommunikativen Missverständnisse zwischen Ost und West sowie zwischen den Generationen, den Eltern und Kindern, aufmerksam zu machen und für die vielfältigen Sorgen der Menschen im Osten zu sensibilisieren. Sie verdeutlichte, vielleicht in dieser Form zum ersten Mal, dass sich zwei verschiedene Identitäten konstituiert haben, die es gilt, anzuerkennen. Sie wirbt für Verständnis für die Eltern, für die die Umbrüche in der Transformationsphase der 1990er Jahre ein Bruch mit ihrem eigenen Leben darstellen.

## 2. Sabine Rennefan: *Eisenkinder*<sup>45</sup>

Jetzt möchte ich mich einer ostdeutschen Biographie widmen, die elf Jahre nach den Zonenkindern erschienen ist. In „Eisenkindern“ verarbeitet Sabine Rennefan die Erlebnisse ihrer eigenen Jugend und Pubertät. Sie war 15 Jahre alt, als die Berliner Mauer fiel, alt genug um das System der DDR begriffen zu haben, aber noch jung genug, um mit den Umbrüchen nach der Wiedervereinigung Schritt zu halten. Damit hat sie beide Systeme Deutschlands kennen gelernt. Sie schreibt über ihre Schulzeit an einer EOS (Erste Oberschule, Äquivalent des west- und nunmehr bundesdeutschen Gymnasiums) in Eisenhüttenstadt, über ihr Studium in Berlin und Hamburg sowie ihre Zugehörigkeit zu einer Sekte, in die sie in einer Hamburger Kirche hinein geraten ist.

---

<sup>44</sup> Susanne Ostwald, „Die Generation, das bin ich. Jana Hensel erinnert sich an ihre zu kurze DDR-Kindheit“, in: Neue Zürcher Zeitung, 26.09.2002.

<sup>45</sup> Dieses Kapitel basiert auf Sabine Rennefan, *Eisenkinder*, München: Luchterhand, 2013.

Sie nennt ihre Autobiographie „Eisenkinder“, so hart und brüchig wie das EKO-Eisen, das in Eisenhüttenstadt produziert worden ist. Stellvertretend für eine ganze Generation geht die 38-Jährige zurück in die verdrängte, verhasste Vergangenheit, in das graue Jahrzehnt der 1990er - zurück in die verzweifelte Zeit zwischen „nicht mehr“ und „noch nicht“. Eine Zeit, die Rennefan in der sozialistischen Modellstadt Eisenhüttenstadt verbracht hat. An ihrem eigenen Beispiel zeigt sie, dass ihre Generation, die Dritte Generation Ost, durchaus eine Empfänglichkeit für einfache Wahrheiten hatte, dass die Erfahrung von Anarchie und Orientierungslosigkeit gerade in der Pubertät eine hochexplosive Mischung war. Die bekannten Thesen vom Gefühlsstau einer verlorenen Generation<sup>46</sup> füllt Rennefan mit ihrem eigenen Leben und liefert damit einen individuellen, schwer zu generalisierenden, aber sehr wichtigen Beitrag zur Debatte um die DDR-Vergangenheit und ihre Nachwirkungen.

Im ersten Teil ihrer Autobiographie stehen die letzten Jahre der DDR und der unmittelbare Umbruch in den 1990er Jahren im Mittelpunkt. Rennefan scheut sich nicht davor, tief in ihr eigenes Privatleben einzudringen und die DDR-Vergangenheit sowie die Umbruchserfahrungen aufzuarbeiten. So schildert sie sehr nüchtern, wie ihr Vater mit seiner Arbeitslosigkeit, ein tiefer Einschnitt, eine existentielle Katastrophe, umgegangen ist:

Während mein Vater zu Hause war, hielt er sich an eine strikte Disziplin, er schlief nicht aus, sondern stand weiter um fünf Uhr morgens auf und machte sich eine Thermoskanne Kaffee, die er mit in die Werkstatt nahm, als würde er in den Betrieb gehen. Er zeigte sich nur zum Mittagessen, setzte sich an den gedeckten Tisch, drum herum wir Kinder, meine Mutter stellte einen warmen Topf hin. [...] Alle schwiegen, man hörte nur das Geklapper der

---

<sup>46</sup> Vgl. Hans-Joachim Maaz, *Der Gefühlsstau*. Berlin: Argon, 1992.

Messer und Gabeln. Meine Mutter versuchte, die Stille zu durchbrechen, schmeckt's, fragte sie. Mein Vater: unbeweglich, als gehöre er nicht dazu.<sup>47</sup>

Die Haltung des Vaters von Sabine Rennefanzen ist repräsentativ für diese Generation von Vätern in der DDR. Nach außen zeigte er sich hart wie Stahl, keine Gefühlsregung, kein Zeichen von Schwäche, aber innen brodelte es und das Herz weinte. Sich dessen bewusst, haben sich die Mitmenschen angepasst und besser geschwiegen als eine lange Diskussion einzugehen. Die Eltern lebten nach wie vor noch in ihrer DDR, in der das Leben scheinbar wohl geordnet und stabil war. Doch mit den Folgeerscheinungen der Wiedervereinigung hatten sie große Schwierigkeiten. Nützliche Ratschläge konnten sie ihrer Tochter jedenfalls nicht geben, sie haben am wirklichen Leben auch nicht teilgenommen. Wenn sie zu ihrem Studium nach Berlin fuhr, gab ihr die Mutter Essenspakete nach DDR-Vorbild mit.<sup>48</sup> Zweifelsohne sind das höchst subjektive Erfahrungen, aber sie geben das Lebensgefühl der Elterngeneration in der damaligen Zeit gut wieder. Sie versuchten ihr DDR-Leben weiter zu führen. Sie führten ein Leben in der Illusion, dass sich alles, wie früher (in der DDR) doch noch zum Guten wende. Aber die Realität und die Komplexität des neuen Gesellschaftssystems haben sie lange nicht verstehen können.

Ebenso stark haben die Umbrüche den Lehrern zugesetzt. Die Lehrer waren in der DDR Vertreter und Stütze des Sozialismus und haben die Ideologie praktisch jeden Tag gelebt. Sie galten als sozialistische Vorbilder ihrer Schüler. Als die DDR am 9. November 1989 praktisch übernacht zusammenfiel, mussten sich die Lehrer neu definieren. Sie haben oft ihre vorher unumstrittene Autorität verloren und aufgrund

ihrer eigenen Probleme die Schüler sich selbst überlassen:

Die Russischlehrerin, die das gleiche Engagement, das sie früher in den Unterricht gesteckt hatte, jetzt in eine New-Age-Bewegung steckte, Herr Weise, der sich mehr und mehr zurückzog und zur aktuellen Lage uns Schülern gegenüber nie Stellung bezog, Frau Wilke, die sich nicht mehr traute, im Unterricht hart durchzugreifen.<sup>49</sup>

Zudem hat sich das gesamte Bildungs- und Schulsystem gewandelt, auch das ein Beispiel für den einseitigen Anpassungsprozess nach der Wiedervereinigung. Curricula mussten neu geschrieben werden, die Lehrer wussten auf einmal nicht, ob und nach welchen Inhalten sie unterrichteten und wie sie die Leistungen ihrer Schüler bewerten sollten:

Die Lehrer schrieben kaum noch Kontrollen, weil es zu viel Arbeit machte. Sie wurden angehalten, keine schlechten Noten zu vergeben. Sie kamen mit einem Stapel Kopien unter dem Arm in den Raum, Schulbücher gab es lange Zeit nicht, weil die westdeutschen Verlage mit dem Drucken nicht hinterher kamen. [...] Die Lehrer standen vorn ... und waren von den Umwälzungen so überrascht wie wir. Sie schauten uns an, aber sie sahen uns nicht. Sie waren sich ihrer neuen Rolle nicht sicher.<sup>50</sup>

Zudem fielen für die damaligen Schüler viele Freizeitaktivitäten weg, die früher gut organisierten Arbeitsgemeinschaften lösten sich auf. Die Schüler mussten ihre Freizeit selbst gestalten. Sie waren auch hier sich selbst überlassen, da weder Eltern noch Lehrer die Kraft hatten, den Schülern ihr vertrautes Umfeld zurück zu geben. Das führte dazu, dass sich ein Teil der Jugendlichen in rechtsradikalen Gruppen organisierte. Diese suchten Streit und wollten auf sich aufmerksam machen, in einer Zeit, in der sie keine Aufmerksamkeit bekamen und der Halt, den die Autoritäten ihnen

<sup>47</sup> Sabine Rennefanzen, Eisenkinder, a.a.O., S. 69.

<sup>48</sup> Ebd., S. 116.

<sup>49</sup> Ebd., S. 75.

<sup>50</sup> Ebd., S. 79.

vorher bereitstellten, plötzlich wegfiel. Zudem bestand in diesem Zusammenhang große Unsicherheit darüber, was nach den neuen Gesetzen und gesellschaftlichen Normen Gültigkeit besaß:

An den Mauern von Eisenhüttenstadt tauchten Hakenkreuze auf und Deutschland - über - alles - Sprüche. Es gab keine Regeln mehr, keinen funktionierenden Staat. Jede Woche wurden Behörden aufgelöst und wieder neu gegründet. Die Beamten, auch die Lehrer, wussten nicht, was sie nach Westgesetzen erlauben sollten und was nicht. Rechts-Sein wurde zu einer Jugendkultur.<sup>51</sup>

Dieser Rechtsradikalismus, der in den neunziger Jahren schon fast das Ausmaß einer neuen Ost Jugendkultur mit bestimmten Symbolen und Kleidung annahm, hat sicher auch seine Ursprünge in der DDR, als es viele alternative Gruppierungen gegeben hat, die gegen den Staat und das Establishment der DDR rebellierten. Der Grund für diese Rebellion, der DDR-Staat und die Gesellschaft, fiel jetzt weg, aber die Lust zu provozieren ist in Zeiten sozialer Verunsicherung und Angst vor der Zukunft umso größer. Das Gewaltpotenzial war schon vorher angelegt. Die Wut, die nach den Enttäuschungen der Umbruchphase immer offensichtlicher geworden ist, hat sich nun gegen die Ausländer gerichtet, gegen die wehrlosen Asylanten, die in den neu geschaffenen Asylantenheimen untergebracht worden sind. Ob sie tatsächlich gemeint waren, ob es tatsächlich Hass gegenüber unbekanntem Ausländern war, scheint aber fraglich. Der Psychologe Hans-Joachim Malz erklärt, dass „sie den Ausländer schlügen und den Westdeutschen meinten.“<sup>52</sup>

Sabine Rennefanz ist es nicht gelungen, ihre DDR Vergangenheit in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrtausends hinter sich zu lassen. Unbewusst und wahrscheinlich auch unwillentlich kamen die

Erinnerungen an vergangene Zeiten immer wieder zurück, die DDR hat sie in der Übergangsphase nicht losgelassen, ihre Vergangenheit wurde praktisch zu ihrem Alter-Ego. Sie sagt an einer Stelle, dass sie „versuchte, die DDR zu vergessen, und zu ignorieren, doch das Verdrängte kam immer wieder hoch.“<sup>53</sup>

Sie war anfällig und fast unweigerlich schlitterte sie wie so viele Vertreter der Dritten Generation Ost in Schwierigkeiten, von denen sie sich ohne Hilfe nicht befreien konnte. Sie wurde höriges Mitglied einer radikal fundamentalistischen Sekte in Hamburg. Sie evangelisierte sogar in Russland, beteiligte sich daran, unschuldige und verzweifelte, vom Krieg gebeutelte Menschen um ihr spärlich verbliebenes Hab und Gut zu bringen.<sup>54</sup> Die Religion wurde ihr Opium, da die sozialistische Ideologie, eine Art Ersatzreligion, oder das, was man in der DDR dafür hielt, wegfiel. Ideologien funktionieren nicht selten nach dem gleichen Prinzip wie Religionen. Der unhinterfragte Glaube daran versetzt Berge, kann aber auch zu blinder Folgsamkeit und Hörigkeit und damit zur Entmündigung des Menschen führen. Schließlich ist es ihr dank eines befreundeten westdeutschen Kommilitonen gelungen, sich aus der Sekte zu befreien und den Absprung zu wagen. Rennefanz ist ein sehr nachdenkliches, aber auch eine sehr realistische autobiographische Aufnahme ihres Lebens in der ausgehenden DDR und des wiedervereinigten Deutschlands gelungen. Sie ist in ihren Schilderungen stets offen und ehrlich, nennt viele Akteure beim Namen und beschönigt vor allem nichts. Ihre Schilderungen sind nur ihre eigenen und höchst subjektiv, sie versucht aber auch nicht, den Anschein wissenschaftlicher Objektivität anzustellen; deshalb kann man sie auch kaum daran messen. Trotzdem ist diese Autobiographie repräsentativ für so viele Geschichten in der ehemaligen DDR. Vielleicht ist es nicht die Geschichte schlecht-

<sup>51</sup> Ebd., S. 101.

<sup>52</sup> Hans-Joachim Maaz, zitiert in ebd., S. 103.

<sup>53</sup> Ebd., S. 118.

<sup>54</sup> Ebd., S. 189-212.

hin, aber es ist eine Geschichte, die für viele andere ungeschriebene Geschichten steht und an der sich nicht nur die darin vorkommenden Akteure reiben können.

Am Ende von „Eisenkinder“ sagt ihr Freund Alexander, der ihr half, sich aus den Fittichen der Sekte zu befreien, dass ihr Ambiguitätstoleranz fehle. Sie verfüge, wie viele Vertreter ihrer Generation, nur unzureichend über die Fähigkeit, Spannungen und Widersprüche auszuhalten.<sup>55</sup> Vielleicht ist es diese psychische Last, die die Dritte Generation Ost, die Zonen- und Eisenkinder, aus der DDR mitgenommen haben und die sie auch in Zukunft begleiten wird.

„Eisenkinder“ trifft auf sehr unterschiedliches Echo in der deutschen Zeitungslandschaft. Philipp Lengsfeld kritisiert die „Eisenkinder“ ziemlich stark. Er meint in der Biographie erkannt zu haben, dass Rennefanz die radikalen NSU-Verbrechen mit der Sozialisation in der DDR und in den Nach-Wendejahren in Verbindung bringt bzw. die Brüche in der Wende-Zeit sogar als einen wichtigen Grund für die Verbrechen ansieht.<sup>56</sup> Es ist fraglich, ob er „Eisenkinder“ so verstanden hat, wie es die Autorin intendiert hatte. Jedenfalls will sie weder verallgemeinern, noch macht sie eine wissenschaftliche Studie. Vielmehr will sie wie Jana Hensel auf die Umstände unmittelbar vor und nach der Wiedervereinigung aufmerksam machen und so ein lebendiges, wenngleich nicht zwingend objektives Bild von der damaligen Zeit skizzieren.

Melanie Reinsch hingegen findet das Erstlingswerk der Journalistin Rennefanz wichtig für das innere Zusammenwachsen von Ost und West. Sie gibt zu, dass die Wende- oder Zonenkinder „anfällig und diktaturgeschädigt“ waren. Auch sie reklamiert, dass genau darüber noch immer nicht gesprochen wird und deshalb dieses

Buch von „so großer Bedeutung“<sup>57</sup> sei. Gabriela Seidel-Hollaender findet „Eisenkinder“ mutig, da sich Rennefanz zu ihrer „persönlichen Verirrung“ in der Sekte öffentlich bekennt. Doch Orientierungslosigkeit, wie sie sie an einer Massenuniversität nach der Wende erlebt und beklagt, hat keinen unmittelbaren Zusammenhang mit ihrer DDR-Biografie. Es ist wahrscheinlich ein Gefühl, dass die jungen Studenten aus der westdeutschen Provinz genauso empfinden.<sup>58</sup>

### Schlussfolgerung

„Zonenkinder“ wie auch „Eisenkinder“ sind Biographien, die Anstöße zum Nachdenken geben. Sie geben der Dritten Generation Ost den Weg vor, wie sich deren Initiative weiter entwickeln sollte. Rennefanz und Hensel verleihen der Elterngeneration den Mut, der nötig ist, um ihre eigene persönliche Geschichte, die auch stets ein Teil der DDR-Geschichte ist, aufzuarbeiten. Im Vergleich zu Jana Hensel geht Sabine Rennefanz weniger vorsichtig vor und ordnet sowohl die persönlichen, höchst subjektiven Erlebnisse in der DDR als auch die Erlebnisse in der nunmehr vereinten, von sozialem Wandel gekennzeichneten Bundesrepublik, kritisch ein und wirkt sehr selbst-reflektiv und vor allem selbst-kritisch, wohingegen Jana Hensel mehr einen Erlebnisbericht der DDR skizziert und in einen Dialog mit ihren westdeutschen Kommilitonen tritt. Dort werden die sozio-kulturellen und vor allem die mentalen Unterschiede deutlich, was sich auf die Art miteinander zu kommunizieren, zu diskutieren und Probleme demokratisch zu lösen, auswirkt.

Vielleicht hat sich in den letzten elf Jahren, das ist der Abstand zwischen den beiden Veröffentlichungen, das Kommunikationsverhalten angenähert, die Rhetorik scheint

<sup>55</sup> Ebd., S. 226.

<sup>56</sup> Philipp Lengsfeld, „Ellbogen aus Stahl“, in: Der Tagesspiegel, 13.05.2013.

<sup>57</sup> Melanie Reinsch, „Die Quelle der Wut“, in: Die Berliner Zeitung, 13.05.2013.

<sup>58</sup> Gabriela Seidel-Hollaender, „Erinnerungen/ Eisenkinder. Einfache Wahrheiten“, in: Der Spiegel, 08.04.2013.

mir jedoch die gleiche geblieben zu sein. Dass den Westdeutschen nahezu naturgegebene Selbstvertrauen und die Souveränität fehlt selbst der Dritten Generation Ost zum Teil, die Unsicherheit steht ihnen zwar nicht mehr ins Gesicht geschrieben, wie noch bei der Elterngeneration, doch mindestens unterschwellig müssen sie darum ringen, das Selbstbewusstsein als Ostdeutscher nach außen zu tragen. Ostdeutschland, besonders die Provinz - vielleicht ist der Osten sogar die Provinz Deutschlands - ist negativ konnotiert. Das Selbstverständnis als Ostdeutscher, das Bedürfnis unter Seinesgleichen zu sein, ist nach wie vor ausgeprägt und lässt sich nicht leugnen und muss auch nicht geleugnet werden. Es besteht kein Grund, nicht zu seiner Heimat und zu seinen Wurzeln zu stehen. Vielleicht ist das die Botschaft der Dritten Generation Ost, von Jana Hensel und von Sabine Rennefan.

Die Mauer, die in den Köpfen von vielen Deutschen immer noch steht, wenngleich das nicht mehr so deutlich artikuliert wird wie noch vor zehn Jahren, lässt sich genauso wenig leugnen. Sprachlich gibt es immer noch die Differenzierung zwischen Ost und West. Es gibt selbstredend mehr Anknüpfungspunkte, aber auf dem Weg zu einer gemeinsamen Identität müssen wir auch gedanklich noch mehr zusammen wachsen. In diesem Kontext ist eine gründliche Aufarbeitung der DDR-Geschichte und der persönlichen DDR-Geschichten umso wichtiger.

Selbst heute noch ist das Denken übereinander festgefahren. Zugespitzt hört sich das meist wie folgt an: Die im Osten sind Nazis oder Hartz-IV-Empfänger, sie sind faul und undankbar, und die im Westen sind arrogant. Hier wurden in der Vergangenheit Bilder und Identitäten gegeneinander statt miteinander konstruiert, die sich aus Vorurteilen speisen und von den Medien, besonders seitens des Boulevards, verstärkt und ausgeschlachtet wurden. Leider interessieren sich viele Westdeutsche nicht sehr für den Osten, was man daran erkennt,

dass Studien zufolge 21 Prozent der Westdeutschen noch nie nach Ostdeutschland gereist sind.<sup>59</sup>

Die Aufgabe der Dritten Generation Ostdeutschland ist es, über die Vergangenheit zu reden, und zwar besonders mit den bislang oft stummen Eltern. Die Dritte Generation Ost macht es sich deshalb zur Aufgabe, zu kommunizieren, wie die DDR wirklich gewesen ist, wie sie uns geprägt hat, wie uns die Nachwendezeit sozialisiert hat und was das für Deutschland bedeutet.

---

<sup>59</sup> Melanie Mühl, „Die Generation der tickenden Zeitbomben“, Interview mit Sabine Rennefan, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.03.2013.

## **Literaturverzeichnis**

### **1. Primärliteratur**

- Hensel, Jana, Zonenkinder. Reinbek: Rowohlt, 2002.
- Rennefanz, Sabine, Eisenkinder. München: Luchterhand, 2013.

### **2. Sekundärliteratur**

- Fromm, Erich, Authentisch leben. Freiburg (im Breisgau): Herder, 2006.
- Maaz, Hans-Joachim, Der Gefühlsstau. Berlin: Argon, 1992.

### **3. Zeitungen/ Zeitschriften**

- Bisky, Jens, Traumbilder vom Osten in den Farben des Westens, in: Süddeutsche Zeitung, 09.10.2002.
- Brandt, Jan, Mit der Krise steigt die Sehnsucht, in: Die Tageszeitung (TAZ), 26.11.2002.
- Geer, Nadja, DDR-Safari, in: Die Zeit 51/ 2002, Literaturbeilage, 12.12.2002.
- Gutsch, Jochen-Martin, Krampf, in: Der Spiegel 47/ 2013, 18.11.2013.
- Lengsfeld, Philipp, Ellbogen aus Stahl, in: Der Tagesspiegel, 13.05.2013.
- Mühl, Melanie, Die Generation der tickenden Zeitbomben, Interview mit Sabine Rennefanz, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.03.2013.
- Ostwald, Susanne, Die Generation, das bin ich. Jana Hensel erinnert sich an ihre zu kurze DDR-Kindheit, in: Neue Züricher Zeitung, 26.09.2002.
- Reinsch, Melanie, „Die Quelle der Wut“, in: Die Berliner Zeitung, 13.05.2013.
- Seidel-Hollaender, Gabriela, Erinnerungen/ Eisenkinder. Einfache Wahrheiten, in: Der Spiegel, 08.04.2013.

# Innen und Außen im deutschen Heimat-Film

Reinhold Rauh

(Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine geänderte Version eines Artikels, der unter dem gleichen Titel veröffentlicht wurde)<sup>60</sup>

Will man den deutschen Begriff „Heimat“ ins Koreanische übersetzen, so trifft „고향 (Kohyang)“ am ehesten zu. Im Englischen wäre es „home“ oder „homeland“, im Französischen „patrie natale“ oder im Spanischen „patria“. Während in anderen Sprachen „Heimat“ zumeist als konkreter Ort oder Räumlichkeit aufgefasst wird, ist der Begriff im Deutschen mit der familiären Herkunft, mit Sprache und Dialekt, mit genuin emotionalen Wurzeln und auch mit der Geschichte des deutschen Nationalstaats verbunden. Wenige Konzepte sind in andere Landessprachen so schwer übersetzbar wie das aus dem Deutschen stammende „Heimat“. Genau deshalb hat „Heimat“, übrigens ebenso wie „Angst“, auch Eingang ins Englische gefunden.

Umgekehrt heißt dies, dass derjenige, der sich näher auf deutsche Sprache und Kultur einlassen will, kaum um die Beschäftigung mit dem Begriff „Heimat“ herumkommt.

Der Begriff „Heimat“ hat sich in seiner dem jetzigen Gebrauch entsprechenden Form erst im 19. Jahrhundert herausgebildet und viele mediale Transportwege gefunden: Roman-Literatur, politische Rede und Schreibe, Musik oder Architektur. Wenige Medien sind zumindest im 20. Jahrhundert aber so sehr mit „Heimat“ verbunden wie der deutsche Film. Der Heimatfilm<sup>61</sup> der 50er Jahre ist sogar

das einzige deutsche Genre, das zur internationalen Filmgeschichte beigetragen hat. Etwa mit *The sound of music* (1965; Remake von *Die Trapp-Familie*) wurde zum ersten und letzten Mal versucht, spezifisch deutsche Filmformen im Hollywood-Kino heimisch zu machen.

Wenn im Folgenden die Geschichte des Begriffs „Heimat“ im deutschen Film verfolgt wird, so soll dies nicht generaliter und erst recht nicht in einer Aufzählung wichtiger und/oder unwichtiger Filme erfolgen.<sup>62</sup> Der Fokus der folgenden Ausführungen ist ausschließlich am wesentlichen Konfliktpunkt des Begriffs „Heimat“ ausgerichtet, nämlich der Dichotomie von „Innen“ und „Außen“. Der Begriff „Heimat“ kann nicht ohne sein Gegenteil gedacht werden, also ohne ein Wortfeld, das mit „Fremde“, „Anderes“, „Ausland“, aber auch rein negativ mit „Heimatlosigkeit“ oder „Unheimlichkeit“ umrissen werden kann. Man kann nicht von „Heimat“ sprechen ohne explizit oder implizit das Gegenteil mitzudenken, eben das Außen. *Außen* existiert das Andere, manchmal Bedrohliche, manchmal positiv Alternative, manchmal Unheimliche, das das *Innen*

---

vorföndbar sind. Zur genaueren Definition dieses Terminus, der sich auch allgemein eingebürgert hat, siehe das Kapitel über den „Heimat-Film“ in den 50er Jahren. Diese „Heimatfilme“ sind aber nur als eine Teilmenge all der Filme zu betrachten, die sich zentral auf das Thema „Heimat“ eingelassen haben. – Etwa Reitz' *Heimat* kann kaum als Beispiel für den „Heimatfilm“, so wie er in den 50ern gedreht wurde, verstanden werden. – Für die übergeordnete Menge wird deshalb im folgenden die Schreibung „Heimat-Film“ gewählt, für Filme, die sich nur im Sinne der genannten Teilmenge mit „Heimat“ beschäftigen, die Schreibung „Heimatfilm“..

<sup>62</sup> Für Aufzählungen und oberflächliche Typologien von Heimat-Filmen vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Heimatfilm> oder <http://www.heimat-filme.com>

<sup>60</sup> in: Dokilomunhak. Zeitschrift der Koreanischen Gesellschaft für deutsch Sprach- und Literaturwissenschaft 61, Juni 2013, S.281-304

<sup>61</sup> Der Begriff „Heimatfilm“ kommt erst in den 50er Jahren auf und ist somit auch gut auf Filme dieses Genres übertragbar wie sie damals und bis heute

überhaupt zum Thema macht. Dies ist der zentrale Diskurs aller Heimat-Filme.

„Heimat“ ist ein dialektischer Begriff, für dessen Herleitung sich die Spielarten der dialektischen Methoden von Aristoteles bis Hegel und Marx anbieten. Im vorliegenden Fall, nämlich im Fall des narrativen Films, ist aber naheliegend, sich auf Jurji M. Lotmans Raumsemantik<sup>63</sup> zu besinnen, der zufolge ein Ereignis in narrativen Medien immer dann eintritt, wenn es eine Überschreitung von topologischen oder topographischen Gegensätzen gibt. Der Gegensatz von Innen und Außen hat in diesem Modell zentrale Wertigkeit, weshalb es auch für die Untersuchung von Heimat-Filmen ideal geeignet ist.

Lotman geht nun im Weiteren von sujethaften und sujetlosen Texten aus. In sujethaften Texten gelingt die Grenzüberschreitung, in sujetlosen gelingt sie nicht oder wird rückgängig gemacht. In sujetlosen Texten wird also die im Text vorgegebene und an einen Raum gekoppelte Ordnung bestätigt, in sujethaften Texten wird gegen diese Ordnung verstoßen und die Grenze zu einem anderen Raum überschritten.

Man mag an der manchmal zur Ontologie gesteigerten Gültigkeit der Lotman'schen Methode Zweifel haben. Nirgends ist sie aber angebrachter als im Fall des Heimat-Films. Und dieser Diskurs ist, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, in jeweils verschiedenen historischen Zeiten anders gelagert, bzw. der Heimat-Begriff hat sich im Widerspiel der historischen ideologischen Gemengelage und der filmischen Abbild-Form immer wieder anders akzentuiert.

### I. Frühe Heimatfilme

Filme mit dem Thema „Heimat“ gibt es schon in den 10er und 20er Jahren des 20. Jahrhunderts. Besonders der Schriftsteller Ludwig Ganghofer (1855-1920) hatte in den Kinderjahren des Films dessen enorme publizistische Potenz erkannt und die Ver-

filmung seiner eigenen Romane (*Die Hochzeit von Valeni*, 1912; *Der Jäger von Fall*, 1918; *Gewitter im Mai*, 1919) in die Wege geleitet. Und auch später bis zur heutigen Zeit waren dessen hauptsächlich in der bayrischen und österreichischen Hochgebirgslandschaft angesiedelten Romane ein schier unerschöpfliches Reservoir, aus dem Produzenten, Drehbuchschreiber und Regisseure ihre Stoffe schöpften.<sup>64</sup>

In den 20er und frühen 30er Jahren bildete sich in Deutschland auch das Genre des „Bergfilms“ heraus. Filme wie Arnold Fancks *Die weiße Hölle vom Piz Palü* (1929) oder Leni Riefenstahls *Das Blaue Licht* (1932), die allesamt in den Alpen angesiedelt waren, hatten wegen dieser Lokalität oberflächlich gesehen etwas mit den Heimatfilmen der 50er zu tun, näherten sich tatsächlich aber mehr Themen wie Berg-Sport und Mystik an.

Zu den meisten dieser frühen Heimat-Filmen finden sich bis auf Ausnahmen in den Geschichtsschreibungen zum deutschen Film wenige Hinweise.<sup>65</sup> Dies liegt daran, dass über die Titel hinaus in ihrer Mehrzahl nichts mehr bekannt ist, und nur wenige und dann mit großen Mühen in diversen Film-Archiven gesichtet werden können. In einigen für das Genre nicht unbedingt repräsentativ sein müßenden Ausnahmefällen, wie bei den oben genannten Berg-Filme, sind sie allerdings auf DVD erhältlich.

Es soll und muss deshalb hier auf eine generelle und diffizile Auseinandersetzung mit diesen Filmen verzichtet werden.

<sup>63</sup> Vgl. Lotman 1972

Eine kurze Einführung zur Lotman'schen Raumsemantik bietet etwa Decker: Raumsemantik

<sup>64</sup> Ganghofer-Filme gibt es in der deutschen Filmgeschichte zuhauf. Sie entsprechen meistens den Stilmitteln der 50er Jahre und wurden deshalb damals auch besonders promoviert. In anderen Zeiten führten sie zumeist, was Publikumsgunst und publizistische Zuwendung betrifft, eher ein Schattendasein. Sie werden deshalb außerhalb ihrer Rolle in den 50er Jahren nicht mehr eigenständig thematisiert.

<sup>65</sup> Eine der wenigen Thematisierungen solcher Heimat-Filme findet sich etwa bei Rohr 2013, S.82ff.

## II. Heimatfilme im Nationalsozialismus

### 1. Beispiele

Als erster großer Paukenschlag des Heimat-Film-Genres avant la lettre kann Carl Froelichs *Heimat* von 1938 gelten, der Zarah Leander zum großen Star des deutschen Films machte. Es war einer der größten Erfolge des nationalsozialistischen Kinos und, wie im weiteren zu zeigen ist, auch symptomatisch für die Beschäftigung mit dem Begriff „Heimat“ im nationalsozialistischen Film.

Hauptprotagonistin des Films ist Maddalena dall'Orto bzw. Magda von Schwartze (Zarah Leander).<sup>66</sup> Entscheidend ist im vorliegenden Zusammenhang, dass Maddalena bzw. Magda aus New York, wo ihr eine große Karriere als Sängerin gelungen war, wieder ins heimatliche Ilmingen zu ihrem Vater und ihrer Familie zurückkehrt. Sie hatte also die Grenze von ihrer Heimat zur Fremde bereits überschritten gehabt, kehrt aber aus dieser Fremde wieder zurück und will sich der heimatlichen und besonders väterlichen Ordnung unterordnen, was ihr nach vielen Widrigkeiten, insbesondere mit dem Bankier Keller, gelingt. Im Sinne von Juri M. Lotman hat es also in der Vorgeschichte des Films eine Überschreitung vom Innen zum Außen, also ein Ereignis, gegeben, bzw. die Haupthandlung des Films dient dazu, eben diese Vorgeschichte zu eruieren. Die Grenzüberschreitung wird aber wieder rückgängig gemacht. Es ist offensichtlich, dass mit der Filmgeschichte die mit dem Titel auch noch propagandistisch erhöhte Ordnung in der Heimat wiederhergestellt wird. Notwendig für diese Wiederherstellung ist die Erfahrung der Fremde, von wo auch die latente Perspektive des Gesamtfilms ausgeht. Verkürzt und populär ausgedrückt: Erst in der Fremde kann man den Wert der Heimat schätzen.

---

<sup>66</sup> Die Geschichte des Films kann wie auch bei vielen der nachfolgend genannten Filme im Detail etwa in Wikipedia nachgelesen werden und soll hier nicht ausführlich dargestellt werden.

In *Heimat* wird der Raum draußen, in diesem Fall also New York, nicht mit filmisch visuellen Mitteln repräsentiert, sondern mit Worten evoziert. Sehr viel häufiger findet sich in Zeiten des Nationalsozialismus, als sich die Deutschen dezidiert propagandistisch als „Volk ohne Raum“ definierten, auch die filmisch-visuelle Einbeziehung des Außen statt, sei es 1. im Schauplatz-Wechsel von Innen und Außen oder 2. in der ausschließlichen Situierung der Filmgeschichte im Außen.

Beispielhaft für den 1. Fall ist etwa Luis Trenkers *Der verlorene Sohn* (1934). Auch hier ist die Stadt New York das Außen, das aber in Gegensatz zu *Heimat* in für 1934 spektakulärer, semidokumentarischer Manier realiter gezeigt wurde. Die Heimat ist in Südtirol situiert, aus der der ebenfalls von Luis Trenker gespielte Hauptheld von einer amerikanischen Touristin eben nach New York gelockt wurde. Die Wolkenkratzer-Stadt erweist sich aber als eine lebensunwerte, korrupte Fremde, aus der sich der Held schlussendlich in die moralisch gefestigte, uralte Bergbauernwelt unter den umwölkten Alpengipfeln zurückretten kann.

Auch hier findet eine Grenzüberschreitung statt, wird aber wie in *Heimat* letztlich wieder zurückgenommen, um die Ordnung der heimatlichen Traditionen Südtirols zu bestätigen.

Etwas komplizierter, da an verschiedenen Schauplätzen spielend, ist Rolf Hansens *Der Weg ins Freie* (1941). Dennoch gibt es auch in diesem Film zwei hauptsächliche und gegensätzliche Räume: einerseits das mondäne, frivole Wien im frühen 19. Jahrhundert zu Zeiten Metternichs, andererseits der alte deutsche Gutshof in Pommern. Die Hauptheldin des Films, Antonia (Zarah Leander), hat in Wien große Erfolge als Sängerin, lässt sich aber durch das Intrigenspiel des polnischen Grafen Oginski von ihrem in Pommern beheimateten Gatten Detlev von Blossin vom Weg der Tugend abbringen. Nach vielen Ver-

wicklungen bereut sie und reist ihrem Ehemann nach Pommern nach, wo sie in einem Gasthaus ihr Sterbebett vorfindet. Blossin hat mittlerweile angenommen, sie wäre nicht mehr seine Ehefrau, und hat deshalb zum zweiten Mal geheiratet. Im Sterben ermöglicht Antonia ihrem Ehemann den *Weg ins Freie* und bestätigt somit die Welt der ostpommerschen Junker. Das heimatliche Innen ist hier nach Pommern verlagert, das Außen hauptsächlich nach Wien. Dadurch dass der Film in Wien spielt, kommt noch eine weitere Zuspitzung hinzu. Wien ist der Raum des verschlagenen polnischen Grafen Oginski, der sich auch gerne in Geschäfte mit Juden einlässt. In Pommern herrschen dagegen noch preußische Tüchtigkeit und Ordnung vor.

Offensichtlich wird hier im Jahre 1941, nachdem die deutsche Filmwirtschaft, insbesondere die UFA, endgültig in der Hand von Goebbels' Propaganda-Ministerium war, die Dichotomie von Innen und Außen in einer propagandistischen, rassistischen Weise umgesetzt

1942 wurde der Propaganda-Effekt etwa mit *Die große Liebe* nochmals gesteigert. In diesem ebenfalls von Rolf Hansen gedrehten Film war Deutschland, insbesondere Berlin „Heimat“. In Berlin hatte der Jagdflieger Paul Wendlandt die populäre Sängerin Hanna (Zarah Leander) kennen und lieben gelernt, kann sie dort aber wegen seiner beständigen Kriegseinsätze im Osten und Westen Europas kaum kontaktieren. Er bleibt im Außen gefangen, bis er die Geliebte am Ende in den deutschen Bergen wiederfindet. Auch hier findet eine Grenzüberschreitung statt, jetzt im Jahr 1942 im wortwörtlichen Sinn: Die Völker jenseits der Grenzen müssen mit heldischen Taten unterworfen werden, ohne dass es allerdings zu irgendeiner Akzeptanz, geschweige Unterordnung unter den oppositionellen Raum kommt. Glück gibt es nur in der Heimat.

Besonders beispielhaft für die nur im Außen, also fern der Heimat spielenden Filme, sind wiederum diejenigen, in denen die gebürtige Schwedin und in NS-Zeiten berühmteste Ufa-Schauspielerin Zarah Leander spielte.

*La Habanera* (1937) des unmittelbar danach exilierten Detlef Sierck war in der Karibik, in Puerto Rico, angesiedelt. Die Schwedin Astrée Sternhjelm (Zarah Leander) heiratet dort den Großgrundbesitzer Don Pedro. Bald stellt sich aber heraus, dass die Schwedin mit einem karibischen Tyrannen verheiratet ist. Auch auf Zuraten ihres Sohnes sieht die Hauptheldin schließlich ein, dass Schweden ihre angestammte Heimat ist, zu der sie schließlich mit dem Schiff, begleitet von der Melodie *Ein Wind hat mir ein Lied erzählt* aufbricht.

Erzähltechnisch handelt es sich also um eine topographische Umkehrung von *Heimat* mit gleichem Ergebnis. Der Film spielt in der Fremde, aber der eigentliche und glücksverheißende Orientierungspunkt ist die (schwedische) Heimat.

*Zu neuen Ufern* (1937, Regie: Detlev Sierck, Hauptdarstellerin: Zarah Leander) folgt ähnlichen, in diesem Fall in England und Australien situieren Grenzüberschreitungen.

Einseitig propagandistisch wird es in *Patrioten* (1937) mit Lida Baarova in der weiblichen Hauptrolle. *Patrioten* spielt ausschließlich in Frankreich im 1. Weltkrieg, wo der deutsche Jagdflieger Peter Thomas in feindlichem Territorium abgestürzt ist. Er kann sich aus der Gefangenschaft befreien und sucht den Fluchtweg ins heimatliche Deutschland. Eine Französin hilft ihm dabei, wobei es das Filmende nahe legt, dass er es zurück aus der feindlich gesinnten, französischen Fremde ins heimatliche Deutschland schaffen wird.

## 2. Kontexte

Charakteristisch für die angegebenen Beispiele und auch für die Behandlung des Themas „Heimat“ im Nationalsozialismus

ist, dass 1. im erzählerischen Diskurs Innen und Außen thematisiert werden, also entweder in den Dialogen evoziert werden oder, was viel häufiger geschieht, mit filmisch-visuellen Mitteln repräsentiert werden. Dabei liegt in vorliegenden Beispielen 2. eine Rückgängigmachung einer ereignisvollen Grenzüberschreitung vor, die wiederum das Ordnungsprinzip des Innen, also der Heimat, bestätigt.

Festzuhalten ist, dass das Außen, die Fremde, in diesen Filmen sehr explizit thematisiert wird und dass dieser Raum negativ besetzt ist.

Die Zeiten von 1933 bis 1945 sind in Deutschland nicht ausschließlich von der nationalsozialistischen Ideologie her interpretierbar, sondern müssen ebenso in weltgeschichtlicher Perspektive als Durchbruch von Mobilisierung und Medialisierung gesehen werden. - Anders gesagt: Der durchschlagende Erfolg des Nationalsozialismus wäre ohne Mobilisierung und Medialisierung vermutlich gar nicht möglich gewesen. - In diesen modernen Zeiten waren die monadenhaften dörflichen und auch städtischen Kollektive, deren Grenzüberschreitung lange durch kleinstaatliche und ökonomische Zwänge verwehrt war, endgültig vorbei. Erst Mobilisierung und Medialisierung ermöglichen das Erlebnis des Fremden und somit auch das lange Zeit gar nicht existierende Konzept „Heimat“.

Hauptsächlich das Motorrad, weniger das Auto, ebenso der Beginn des Massentourismus, der in Deutschland durch das Kraft-durch-Freude-Programm erheblich gestärkt wurde, ermöglichten vielen das persönliche Kennenlernen der Fremde. Nach 1939 wurde diese Mobilisierung in einer höchst pervertierten Weise nochmals gesteigert. Ebenso waren die Zeiten eines verbreiteten Analphabetismus vorbei, was dem Buchdruck und dem Zeitungswesen sehr zuträglich war, und die massenhaft vollziehbare Erfahrung fremder geographischer und geistiger Räume ermöglichte. Insbesondere der sich immer mehr verbreitende Rundfunk, als Nachfolger des

Grammophons, führte zur gleichzeitigen und kollektiven Erfahrung einer fremden Welt, wie sie so noch nie hörbar gewesen war.

Nicht nur dass sich der Film dieser Tendenz nicht entziehen konnte. Er beförderte vielmehr in höchst aktiver Weise die Möglichkeit, das Fremde auch noch audiovisuell zu erfahren, sei es dokumentarisch oder fiktional-narrativ. Der Film bediente in vorzüglicher Weise die Sehnsüchte der Massen nach Erfahrung des unbekanntes Fernen.

Im nationalsozialistischen Spielfilm war dem aber ein Riegel vorgeschoben. Das fremde Außen wurde zwar intensiv thematisiert, aber durch eine spezielle Erzähltechnik gleichzeitig denunziert: Nur im Inneren der Heimat ist wirkliches Glück erfahrbar; die leibhaftige Erfahrung der Fremde führt ins Unglück.

### III. Der Heimat-Film der 50er Jahre

Der Begriff „Heimatsfilm“ kommt, wie bereits gesagt, in Deutschland erstmals in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts auf. In dieser Zeit wurden mehr als 300 Heimatsfilme<sup>67</sup> gedreht. Der Heimatsfilm war das Rückgrat der westdeutschen Kinoindustrie, die 1956 einen bislang nie erreichten und später auch nicht mehr wiederholten Rekord von 817 Millionen<sup>68</sup> verkaufter Kinokarten aufstellte. Das Erfolgsmodell Heimatsfilm verdrängte endgültig die als „Missgeburten“<sup>69</sup> empfundenen „Trümmerfilme“ der Jahre nach 1945 und ermöglichten ein genuin deutsches Filmgenre, das übrigens nur aus Unkenntnis mit dem amerikanischen Western verglichen worden ist. Innen und Außen, das im amerikanischen Western als zentrale Ordnungsinanz fast überhaupt nicht existiert, sind hier in einer Art und Weise geordnet, die sich auch sehr vom Heimat-Film des Nationalsozialismus unterscheidet.

---

<sup>67</sup> Vgl. Kreimeier 1989, S.23

<sup>68</sup> Vgl. Schmieding 1961, S.141

<sup>69</sup> Vgl. Brandlmeier 1989, S.52 oder Riess 1977, S.244

## 1. Beispiele

Als erster Heimatfilm gilt allgemein Hans Deppes *Grün war die Heide* (1951). Dennoch war er nicht unbedingt exemplarisch für die nachfolgenden Filme des Genres, die überwiegend in der bayrischen oder österreichischen Bergwelt spielten und kaum noch das Problem der deutschen Flüchtlinge thematisierten.

Gerade was die Lokalität betrifft, ist Gustav Ucickys *Edelweißkönig* (1957), ein nach Ludwig Ganghofer entstandener Film, sehr repräsentativ. Das Innen, die Heimat, ist in diesem Fall in der oberbayrischen Bergwelt angesiedelt, vom Drehort aus gesehen: im Berchtesgadener Land. Außen ist München, wo der eine Hauptprotagonist Ferdl in Zusammenhang mit dem Selbstmord seiner Schwester in einen Mordfall verwickelt worden ist. Bis auf eine kurze Szene wird München aber nicht filmisch-visuell gezeigt, dafür permanent und plakativ die Bergwelt. Ferdl rettet sich in diese Heimat und findet Zuflucht vor der Polizei bei seinem Bruder Jörg. Nach kurzzeitiger Überlegung, ins Ausland auszuwandern, stellt sich aber endlich heraus, dass Ferdl gar kein Mörder ist. Die Ordnung ist wieder hergestellt.

Auch in diesem Fall gibt es wie in Froelichs *Heimat* eine sujethafte Grenzüberschreitung, indem es Ferdl ins „sündige“ München zieht, was durch seine Rückkehr zum Bruder Jörg wieder zurückgenommen wird. Allerdings ist in diesem Fall das Außen nicht nur eine negativ besetzte Lokalität, die man einfach, wie im Fall von Magda von Schwartze, verlassen kann. Von außen wird hier im Gegenteil sogar versucht, in das Innere einzudringen, wogegen man sich wehren oder wovon man flüchten muss. Für die Protagonisten und auch für das Publikum stellt sich am Ende aber heraus, dass alles auf einem Missverständnis – hier mit Froelichs *Heimat* wieder konvergierend – beruht hat. Die innere Ordnung ist gerettet und wird von der äußeren sogar bestätigt. Im Grunde genommen hat es also gar kein feindliches Außen

gegeben, und es bleibt alles, wie es immer gewesen ist.

In Alfons Stummers *Wo die alten Wälder rauschen* (1956) wird das Verhältnis von Heimat und Fremde gleich in zwei Handlungssträngen verfolgt. Im einen geht es um den Baulöwen Rehm, der aus dem fernen Hamburg in die alpenländische Idylle kommt, um dort einen Staudamm zu bauen. Auch er bringt von außen das Unglück mit sich, weil drei Arbeiter wegen seines Fehlers bei einem Unglück umkommen. Zuerst wurde zwar der einheimische Ingenieur Baumgartner dafür verantwortlich gemacht, aber zum Schluss nimmt Rehm doch die Schuld auf sich und bereut, ordnet sich also den Prinzipien der Bergwelt unter. Es gibt in seinem Fall eine bedrohliche Grenzüberschreitung vom Außen zum Innen, die aber nur zur Bestätigung des Innen führt.

Im anderen Handlungsstrang geht es um Rehms Sohn Nils, der auf ein unbedacht geäußertes Wort seines Vaters meint, ins Internat gehen zu müssen. Gemeinsam mit seinem Freund Loisl versucht Nils über die Grenze ins fremde Ausland zu fliehen. Aber er kann die Berge nicht überwinden, gerät sogar in Bergnot und wird in letzter Sekunde noch von den Einheimischen gerettet. Die - in Nils Fall neue - Heimat lässt ihn nicht los. Die Grenzüberschreitung kann und soll in diesem Fall nicht stattfinden.

Ist im Fall von *Wo die alten Wälder rauschen* das Verhältnis von Innen und Außen und die für die 50er Jahre spezifische Abwehr des Außen sogar auf zwei Ebenen der Filmgeschichte virulent, so ist es in anderen Filmen eher subkutan angelegt. Etwa im *Herrgottschnitzer von Ammergau* (1952) ist das Außen eher ein unheimlicher Ort: Dem Hauptheld Paulus Lohner wird empfohlen, nach München zur Kunstakademie zu gehen; aber er will seiner Heimat und ebenfalls seiner Braut Loni treu bleiben und verabscheut das Leben in der Stadt. In einer Nebengeschichte des Films wird auch klar, warum es draußen so unheimlich

ist: Ein alter Knecht erzählt, dass er vor langer Zeit aus der Heimat geflohen ist, dort aber nur unglücklich war, und deshalb reumütig wieder zurück nach Ammergau gekommen ist.

Die meisten Heimatfilme der 50er Jahre sind in der bayrischen und österreichischen Bergwelt angesiedelt, selten am Bodensee, am Rhein, an der Donau oder in Niedersachsen. Die Fremde, das Außen, wird äußerst selten und dann nur in sehr kurzen Szenen gezeigt. Eine Ausnahme stellt Wolfgang Liebeneiners *Trapp-Familie* (1956) dar. Hier muss Baron von Trapp mit seiner Familie vor Hitler aus den österreichischen Bergen nach Amerika fliehen, das auch aufwendig ins Bild gesetzt wird. In der Fremde fliegen der Trapp-Familie und ihren Darbietungen österreichischer Heimatlieder auch alle amerikanische Herzen zu und bewahren sie so von der drohenden Ausweisung.

Oberflächlich gesehen handelt es sich bei der *Trapp-Familie* um eine gelungene Grenzüberschreitung. Bei genauerer Betrachtung stellt sich aber heraus, dass das fremde Amerika gar nicht so fremd ist. Die Amerikaner liegen den Österreichern zu Füßen. Es handelt es sich also eher um eine Verschiebung der Grenzen Österreichs bis nach Amerika, das im Film auch nicht als eigenständige Kultur vorkommt, sondern eher als ein Land, in dem die Einwanderer deutsche und österreichische Sitten durchgesetzt haben.

Der Heimatfilm hatte der deutschen Filmwirtschaft ungeahnte Profite ermöglicht. Gegen Ende der 50er Jahre war diesem Genre der Kollaps beschieden. Ein Grund dafür war sicher das massenhafte Aufkommen des Fernsehens. Ein anderer Grund war die übermäßige Wiederholung der immer gleichen Erzähltechniken. In der Terminologie des Russischen Formalismus<sup>70</sup> ist von einer „Automatisierung“ zu sprechen.

---

<sup>70</sup> Vgl. Erlich 1973

Beispielhaft dafür ist etwa Harald Reinls *Almenrausch und Edelweiß* (1957). Der einer kruden Handlungslogik folgende Film situiert das Außen hauptsächlich in die Herkunft der vielen Touristen, die es aus Deutschland in die Hotels des Salzkammergut zieht, wobei Generaldirektor Meyer eine herausragende Stellung einnimmt. All der Trubel, der aus der Fremde in die österreichische Heimat kommt, löst sich aber immer wieder ins Nichts auf, da es sich um – für den Heimatfilm der 50er Jahre immer wieder symptomatische – Verwechslungen und Missverständnisse handelt. Es gibt schließlich ein großes von vielen Gesangsdarbietungen begleitetes Happy End im Kreis der Dorfgemeinschaft, deren Konventionen sich die fremden Touristen gerne einfügen. Das Außen wird auch in diesem Fall absorbiert.

## 2. Kontexte

Anders als die Filme im Nationalsozialismus setzen die Heimat-Filme der 50er Jahre hauptsächlich auf die filmische Repräsentation des heimatlichen Innen-Raums. Das Unglück, wie es draußen in der Welt fern der Heimat vorfindbar ist, wird nicht oder kaum thematisiert. Vielmehr dringt dieses Unglück von draußen als manchmal Unheimliches, manchmal Lebensbedrohendes, manchmal nur Skurriles in die Heimat ein. Letztendlich absorbiert und assimiliert die Heimat das Fremde. Der „status quo ante“ wird durchgehend gerettet. Von außen kommende, bedrohliche Ereignisse kündigen sich zwar an, werden aber immer wieder rückgängig gemacht. Die prästabilisierte Harmonie der zumeist dörflichen Welt bleibt erhalten.

Klaus Kreimeier hat zu den Heimatfilmen der 50er Jahre einmal geschrieben: „Die Filme der Deutschen nach dem Krieg sind die kollektiven Tagträume eines Volkes nach einer totalen Entäußerung und Selbstentäußerung; wenn von ihnen die Rede ist, muss auch von jenem seelischen Vakuum gesprochen werden, das sie nur notdürftig füllen sollten.“<sup>71</sup>

---

<sup>71</sup> Kreimeier 1989, S.8

Im Gegensatz zu den nationalsozialistischen Heimat-Filmen gibt es in den 50er Jahren keine (ehemals ideologisch unterlaufene) Neugierde nach dem Fremden. Das Außen wird in einer oft xenophobisch anmutenden Weise abgewehrt, assimiliert oder denunziert.

Dies entsprach sicherlich der kollektiven, traumatisch gearteten Empfindungsweise einer Nation, die 1939 aufgebrochen war, die draußen liegende Welt zu erobern, was schließlich zur bislang größten Katastrophe der Weltgeschichte, zur Zurückdrängung der deutschen Wehrmacht durch die von außen anstürmenden Truppen bis auf das Innere der Reichskanzlei und zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands geführt hatte. Das filmgeschichtlich einmalige Heimatfilm-Genre ist vor allem mit dieser einmaligen Katastrophe zu erklären. Der Sieg der Alliierten wurde in Deutschland selten als Befreiung, sondern meist als Okkupation empfunden. Lange Zeit wurde auch die in Westdeutschland situierte Bundesrepublik als ein von den Besatzern oktroyiertes Staatswesen aufgefasst.

Als kollektives Gegenmodell zu diesen traumatischen Erfahrungen kann das Konzept „Heimat“ gelten, das in der im Heimatfilm realisierten Weise vermutlich erstmals in den Schützengräben des 2. Weltkriegs ausphantasiert wurde und wohin sich damals auch viele liebend gerne mit dem sogenannten „Heimatschuss“ zurückretten wollten.

In diesem Denken wurde das Außen misstrauisch beargwöhnt. Es war nur noch unheimlich, bedrohlich oder befremdend und musste auf die Bedingungen der heimeligen, in den Filmen auch noch von hohen Bergen umgebenen Enge zurechtgebogen werden.

Die bürgerliche Gesellschaft Westdeutschlands rettete sich in eine Traumwelt, aus der sie dann in den 60er Jahren unsanft geweckt wurde.

#### IV. Der Heimat-Film der 60er und 70er Jahre

Anfang der 60er Jahre kollabierte in Westdeutschland die traditionelle Filmindustrie, deren Personal zum großen Teil direkt aus der nationalsozialistischen UFA rekrutiert worden war und Neuanfängern jeden Zutritt verweigert hatte. Heimatfilme, wie sie in der 50er inszeniert worden waren, fanden kein Publikum mehr und gerieten auch publizistisch zutiefst in Misskredit.<sup>72</sup>

Am Rande ist hier aber anzumerken, dass es Ende der 60er bis weit in die 70er hinein eine merkwürdige Renaissance des traditionellen Heimatfilms gab. Etwa in den Filmen des Münchners Alois Brummer waren wieder wie in den 50er Jahren Touristinnen zur Stelle, die sich in die Bergwelt Tirols und Bayerns verirrt hatten. Auch sie wurden dadurch vereinnahmt, dass sie vor diversen lokalen Gebräuchen kapitulieren mussten. Dafür genügte aber schon die Bereitschaft zur sofortigen und mit sonderlichen Zuckungen verbundenen Kopulation, die vom Bundesinnenministerium auch noch mit vielen Millionen Mark bezuschusst wurde.

Parallel zur alten Filmindustrie etablierte sich in den 60er Jahren eine neue Generation von Filmemachern, die 1962 mit dem Oberhausener Manifest und dem Slogan „Papas Kino ist tot“ erstmals Furore und etwa mit Alexander Kluges *Abschied von gestern* (1966) oder Edgar Reitz' *Mahlzeiten* (1966) plötzlich auch international Karriere machte. Einige aus dieser Generation, etwa Volker Schlöndorff, Reinhard Hauff, Volker Vogeler oder Peter Fleischmann wandten sich auch wieder dem Thema Heimat zu und begründeten so etwas wie den Neuen Heimatfilm oder besser den Anti-Heimatfilm.

##### 1. Beispiel

Es soll kurz und exemplarisch auf Peter Fleischmanns *Jagdszenen aus Niederbayern* (1968) eingegangen werden, in dem Martin Sperr sowohl für das Buch wie

---

<sup>72</sup> Vgl. Schmieding 1961

für die männliche Hauptrolle verantwortlich war.

Heimat ist hier das niederbayrische Dorf Reinöd, in das von außen, nämlich direkt aus dem Gefängnis, der dort wegen Homosexualität eingesperrte Abram zurückkehrt. Wegen seiner sexuellen Veranlagung wird er von den Einheimischen erst isoliert und drangsaliert. Schließlich wird er in einen Mordfall verwickelt und vom ganzen Dorf durch die Wälder verfolgt, bis er endlich gestellt und der Polizei ausgeliefert werden kann. Zum Erntedankfest feiern die Dörfler ihre wiedergefundene alte Ordnung.

Auch hier gibt es wie in den 50er Jahren ein feindliches Eindringen von außen, dessen man sich zu erwehren hat. Nur sind hier die Mittel viel brachialer, und der Raum der Heimat ist auch nicht positiv, sondern negativ besetzt. Es handelt sich also um eine Pervertierung des Genres, wobei aber die grundsätzlichen Erzähltechniken im Vergleich zu den 50er Jahren dieselben sind.

Zur Ironie dieses Spielfilms gehört, dass er auch dokumentarische Züge hat. Ursprünglich erhofften sich die Einwohner von Reinöd nämlich eine touristische Aufwertung, da sie von einem konventionellen Heimatfilm ausgingen und deshalb auch bereitwillig als Statisten mitwirkten. Als sie fassungslos das Ergebnis sehen mussten, wurde insbesondere der Niederbayer Martin Sperr mit wüsten Drohungen überhäuft. Es hat viele Jahre danach keinen Heimatfilm aus Niederbayern mehr gegeben.

## 2. Kontexte

Die 60er Jahre werden bis heute als Zeiten kultureller Revolutionen aufgefasst, die dann im Jahr 1968 kulminierten. Etwa im damals im Vietnam-Krieg verwickelten Amerika oder auch im von Moskau besetzten Prag mag das zumindest in vielen Nuancen anders gewesen sein. In Westdeutschland hat es aber sicherlich diese Revolutionen gegeben, und der Film war ein wichtiges Medium für deren mediale Verbreitung.

Das Innen, in dem man sich in den 50er Jahren noch heimelig einrichten wollte, wurde über alle Maßen suspekt. Es gab eine Generalabrechnung mit der als autoritär empfundenen Vätergeneration, die ihre Sozialisation in HJ, NSDAP, SS oder KdF erlebt hatte.

Es fällt im Fall von *Jagdszenen aus Niederbayern* aber auch auf, dass die erzählerischen Denkmuster die gleichen geblieben waren. Man hatte nur, was den heimatlichen Raum betrifft, von Positiv auf Negativ umgeschaltet.

Dies hatte allerdings gravierende Folgen. Sieht man von den diversen Heimatvertriebenenbünden, der kommerziellen Unterhaltungsindustrie und einigen Oberseminaren zu Ernst Blochs Philosophie ab, so war das Thema Heimat in den 60er und 70er Jahren eher tabuisiert und galt allgemein als Relikt aus nationalen und nationalsozialistischen Zeiten bzw. wurde, wenn thematisiert, so dargestellt.

V. Edgar Reitz' *Heimat* (1984-2014)

Völlig überraschend gab es 1984 eine Renaissance des Begriffs „Heimat“. Der Grund für diese wunderbare Reanimation liegt in Edgar Reitz' elfteiligem Film *Heimat*, der 1984 im Münchner „Arri-Kino“ uraufgeführt wurde und danach, in Einzelfolgen portioniert, im deutschen Fernsehen ein Publikum von durchschnittlich 10 Millionen Zuschauern fand. Die internationale Breitenwirkung des Filmes resümiert Edgar Reitz folgendermaßen: „Der Film ist nun exportiert worden in dreißig Länder, und wer weiß, wie viele Male das mehr als 10 Millionen sind. In den USA ist der Film an Ost- und Westküste gelaufen, und im Norden und im Süden und in Kanada und in Australien oder Korea oder in Griechenland... Das geht in die Hunderte von Millionen Menschen.“<sup>73</sup>

1992 folgte diesem später auch *Heimat 1* titulierten Zyklus *Die Zweite Heimat. Chronik einer Jugend* in insgesamt 13 Ein-

---

<sup>73</sup> Edgar Reitz, zit. in Rauh 1993, S.201

zelfilmen, die es auf gut 26 Stunden Gesamtzeit brachten. 2004 folgte *Heimat 3 – Chronik einer Zeitenwende* mit 6 Einzel-filmen. Die vierte, wie es im heutigen fern-sehetechnizistischen Jargon heißen würde, *Staffel*, wurde wieder im Hunsrück, teil-weise auch im Hinterland von Brasilien gedreht und kam im Herbst 2013 zur wie-der hoch gefeierten Uraufführung.

Ausgehend von Reitz' *Heimat* änderte sich Mitte der 80er Jahre der Begriff schlagartig, als es „Heimat“ 1984 zur Titelgeschichte des „Spiegel“ brachte, als eine Unzahl von Symposien zu diesem Thema abgehalten wurden, als der „Süddeutsche Rund-funk“ zu Weihnachten 1992 gleich zwei Wochen Sendezeit eigens diesem Thema widmete, als Bundeskanzler Kohl zuneh-mend zu „Heimat“ Zuflucht suchte, und damit in den Kampf um die Deutungsho-heit über diesen Begriff mit der Partei der Grünen eintrat. Die erstaunliche Promotion des vor kurzem noch verpönten Begriffs setzte sich aber auch im Ausland fort. „Heimat“ fand Eingang in das Vokabular der englischen, französischen oder spani-schen Sprache.

Im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes kann man dem Inhalt der Heimat-Filme nicht im Detail gerecht werden. Nur so viel sei dazu gesagt. Das Zentrum dieser Filme liegt im rheinland-pfälzischen Hunsrück in einem fiktionalen Dorf namens Schabbach. Im ersten Heimat-Film ist es fast alleiniger Schauplatz hauptsächlich der Geschichte der Simon-Familie, die von 1918 bis An-fang der 80er Jahre reicht. Ist dieser erste Teil schon stark autobiographisch einge-färbt, so mutet die „Zweite Heimat“ noch mehr wie eine fiktionalisierte Biographie des Regisseurs an, der ebenfalls im Huns-rück seine Wurzeln hat und zu seiner künstlerischen Karriere in München fand, genauso wie die für den zweiten Teil wich-tige Musiker-Figur Hermann. Der dritte Teil hat dagegen nur noch wenige autobio-graphische Momente, ist mehr an den Rhein verlagert, auch wenn die Protagonis-ten in Schabbach verwurzelt sind, und spielt vor dem Hintergrund der deutschen

Einigung. Der vierte Teil behandelt zum einen das Schicksal der vielen Auswande-rer aus dem kargen Hunsrück, die es im 19.Jahrhundert von „Schabbach“ in den Mato Grosso oder nach Paraguay verschla-gen hat, zum anderen und vor allem das harte Los der Zurückgebliebenen.

Ausschlaggebend für den Erfolg von *Hei-mat* ist neben einer besonderen dokumenta-rischen, teilweise experimentellen Ästhetik wiederum das Verhältnis von Außen und Innen.

Im üblichen Heimatfilm der 50er Jahre wird die Grenze vom Innen zum Außen nie überschritten, dafür drängt das Außen ins Innere. Das Außen können windige Hand-lungsvertreter, laszive Halbweltdamen oder einfach Preußen und auch München sein. Entweder werden sie assimiliert oder eliminiert. In fast allen Heimatfilmen der 50er Jahre ist das Außen eine Drohkulisse, gegen die es sich nach innen zu wappnen gilt. Die Heimat ist eine hermetisch abge-schlossene Welt. In den Filmen aus den Zeiten des Nationalsozialismus wurden diese Grenzen dagegen noch überschritten, wenn schließlich auch reumütig in Rich-tung Heimat annulliert.

Anders ist es bei Edgar Reitz' *Heimat*. Hier wird die Grenze von Schabbach zum Ruhrgebiet, nach Koblenz, Berlin, New York und besonders nach München metho-disch überschritten. Die hermetisch abgeschlossene, beengende Welt der Hei-mat bricht von innen auf. Das, was innen passiert, führt notwendigerweise zum Schritt ins Außen: Appolonia, die als Zi-geunerin keine Bleibe mehr in Schabbach findet; Paul Simon, der es mit seinen neuen Ideen nicht mehr aushält und nach Ameri-ka flieht; Otto Wohlleben, der von der mo-ralischen Befangenheit Marias verstoßen wird; Klärchen und Hermännchen, deren unstandesgemäße Liebe keinen Platz in Schabbach hat.

Hier findet tatsächlich eine Grenzüber-schreitung mit glücklichem Ende statt, insbesondere wenn man *Heimat 1* und *Heimat 2* und somit die Biographie des kleinen Hermännchen aus Schabbach zum

Musiker Herrmann in München in Relation setzt.

Somit unterscheidet sich Reitz' *Heimat* auch von Filmen wie *Jagdszenen aus Niederbayern* bzw. geht einen Schritt darüber hinaus. Es wird zwar gezeigt, dass es im Inneren der Heimat keinen Halt gibt, aber es ergibt sich auch die Möglichkeit, im Außen, eben in der zweiten Heimat, auf ereignishafte und positive Weise Fuß zu fassen, ohne die erste Heimat vollends zu denunzieren.<sup>74</sup> Es handelt sich also um eine Art von unharmonischer Synthese.

Der sensationelle Welt-Erfolg des Film-Zyklus und ebenfalls des Begriffes „Heimat“ ist sicherlich vor dem Hintergrund der sogenannten Globalisierung zu sehen, die bereits 1848 von Marx und Engels im Sinn einer Kapitalverwertung aller natürlichen und menschlichen Ressourcen prognostiziert wurde. Weltweit ist das Regionale zugunsten des Globalen verdrängt worden, und genau das verlorene Regionale wird zum Teil romantisch verklärend auch wieder weltweit gesucht.

Edgar Reitz sagt von sich, tausende von Briefen aus aller Welt bekommen zu haben, in denen ihm Japaner, Italiener oder Argentinier versicherten, wie sehr sie „Schabbach“ an ihre eigene Heimat erinnern würde genauso wie das mit Zuschauern aus Schleswig-Holstein oder Nordrhein-Westfalen der Fall war. Offensichtlich hat Edgar Reitz eher gegen seine eigenen Absichten einen empfindlichen Nerv getroffen.

Diese Empfindlichkeit macht sich heute aber nicht nur in Vergangenheitsverklärung, sondern mehr und mehr auch im Separatismus Luft, wenn sich die Schotten von England, die Katalanen von Spanien, einzelne syrische Stammesverbände von allen anderen oder die bayrische CSU immer wieder einmal von der Bundesrepublik Deutschland trennen wollen.

---

<sup>74</sup> Zur näheren begrifflichen Bestimmung der Zweiten Heimat oder auch Wahlheimat vgl. auch: Stein 2013, S.10ff.

Es kann gut möglich sein, dass entgegen der subkutan von Reitz verkündeten Botschaften eines vereinigten Europas oder der globalisierten Welt wieder die Regression in Lokale ansteht – und möglicherweise zu wieder neuen filmischen Formen findet.

## VI. Zeitgenössische Heimat-Filme

Die Zeiten seit den 80er Jahren zeichnen sich durch eine immense Ausweitung des Informationsangebots durch Medien aus, die in großen Anteilen vom Fernsehen bestimmt wurde. Diese Tendenz wird durch die Verschränkung des Fernsehens mit dem Internet im Moment sogar noch einmal gesteigert, während der traditionelle Kinofilm immer weniger Massenbedeutung hat und mehr und mehr zum Zulieferer des Fernsehens degradiert worden ist.

Auch auf der Jagd nach Stoffen und Themen wird dabei immer wieder gerne auf den Begriff „Heimat“ zurückgegriffen, ebenso auf die alten Rezepturen und Erzähltechniken.

Mehr dem Stil der 50er Jahre ist eine Unzahl von Fernsehserien verpflichtet, die, wie in der *Bulle von Tölz* oder *Dahoam is dahoam*, hauptsächlich in den Landschaften Oberbayerns angesiedelt sind, die weitgehend vom Außen abgeschirmt sind. Dieses Außen dringt zwar immer wieder in Form von Störung oder Bedrohung ins Innere ein, entlarvt sich aber regelmäßig als harmlos oder als Missverständnis. Wenn etwa in der Folge *Der Jäger des verlorenen Schatzes* (2012) die vermutlich aus München stammenden Fremden in *Dahoam is dahoam* im Dorfweiher nach einem Schatz suchen wollen, dann sind sie einem Gerücht aufgesessen. Die billigen Arbeitskräfte, die in der gleichen Folge von fern gekommen sind, um den Einheimischen die Arbeit zu nehmen, versöhnen sich letztlich mit letzteren und alle Probleme werden gelöst: daheim ist eben daheim.

In den vielen Folgen von *Traumschiff* erscheint oft die deutsche Heimat, die diesmal in Form eines Kreuzschiffs von selbst

in die Fremde gefahren ist, als ruhender Pol und lässt die Verwicklungen in der exotischen Welt gut aushalten. Es gibt also Anklänge an den Heimat-Film der 30er und 40er Jahre, ebenso an die „Trapp-Familie“.

In Filmen wie *Das unsichtbare Mädchen* (2011), das *Ei ist eine geschissene Gottesgabe* (1993) oder den sogenannten *Kluftinger*-Krimis nimmt die Sozial-Kritik, wie sie in den 60er und 70er Jahren im Anti-Heimatfilm geübt wurde, überhand. Immer wieder werden auch, besonders sehenswert in *Das unsichtbare Mädchen*, Grenzüberschreitungen vom Innen nach Außen vollzogen.

Insbesondere im Bayrischen Rundfunk sind interessante und innovative Modelle des Heimat-Films entwickelt worden, die sich zwar meistens an den erprobten Mustern orientieren, allerdings den „Heimat“-Begriff manchmal auch ironisieren oder als überflüssig ausgeben. So bringt etwa der Hauptdarsteller im *Bamberger Reiter* (2012) das Konzept „Heimat“ so auf den Begriff, wenn er auf die Frage, ob er Heimweh hätte, antwortet: „Wer hat denn heutzutage noch Heimweh?“

## VII. Zusammenfassung

Der mit der deutschen Sprache und Kultur eng verknüpfte Begriff „Heimat“ hat keine festgeschriebene Bedeutung, sondern sich in den Zeiten des 20. und 21. Jahrhunderts immer wieder anders ausgerichtet. Insbesondere an der deutschen Filmgeschichte kann abgelesen werden, wie sich der Diskurs von Innen und Außen immer wieder anders positioniert hat: in der Zeit des Nationalsozialismus als ideologisch unterminierter Zwitter von Fern- und Heimweh, dann in den 50er Jahren als Abwehr alles Fremden, in den 60er und 70er Jahren als Diffamierung des Konzept „Heimat“, bei Reitz' *Heimat* als Überschreitung von der Heimat in die Ferne und schließlich im heutigen Medienzeitalter als eine Mixtur der erprobten Methoden für die filmische Bewältigung des Konzept „Heimat“. Für ausländische Interessenten deutscher Sprache und Kultur bieten Filme aus den verschiedenen Zeiten ein immenses Anschauungsmaterial, um den Begriff „Heimat“ und dessen Dynamik verstehen zu können.

## Bibliographie

- Brandlmeier, Thomas: Von Hitler zu Adenauer. Deutsche Trümmerfilme, in: Hoffmann / Schobert 1989
  - Decker, Jan-Oliver: Raumsemantik (=http://www.literaturwissenschaft-online.uni-kiel.de/veranstaltungen/vorlesungen/Raumsemantik/Raumsemantik%20VL\_2.pdf)
  - Erlich, Victor: Russischer Formalismus, Frankfurt 1973
  - Hoffmann, Hilmar / Schobert, Walter (Hrsg.): Zwischen Gestern und Morgen. Westdeutscher Nachkriegsfilm 1946-1962, Frankfurt a.M. 1989
  - Kreimeier, Klaus: Die Ökonomie der Gefühle. Aspekte des westdeutschen Nachkriegsfilms, in: Hoffmann / Schobert 1989
  - Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte, München 1972
  - Rauh, Reinhold: Edgar Reitz. Film als Heimat, München 1993
  - Rohr; W. Günther: Die Geier-Wally und die deutsche Geschichte, in: DaF-Szene Korea, 36, Dezember 2012, S.6-13
  - Riess, Curt: Das gab's nur einmal. Der deutsche Film nach 1945, Wien / München 1977
  - Schmieding, Walther: Kunst oder Kasse. Der Ärger mit dem deutschen Film, Hamburg 1961
  - Stein, Marcus: Versuch über Heimat als Thema im DaF-Unterricht, in: DaF-Szene Korea, 36, Dezember 2012, S.6-13
- <http://de.wikipedia.org/wiki/Heimatfilm>, <http://www.heimat-filme.com>

# Sprachbewusstheit

Frank Kostrzewa

Das Thema *Sprachbewusstheit* (*language awareness, linguistic awareness of culture*) ist heutzutage als Konzept einer fächerübergreifenden Integration des Sprachunterrichts (*language across the curriculum*) Gegenstand einer Sprachreflexion in Unterricht und Lehrerbildung. Lehrende sollten *Sprachbewusstheit* als holistisches Konzept verstehen, das Sprache und Sprachförderung ganzheitlich einbezieht. Alle Sprachen im Umfeld von Lernenden sollten auch im Unterricht Berücksichtigung finden und Lernende als Experten ihrer jeweiligen Muttersprache verstanden werden. Neugier und Interesse gegenüber Sprache, Kommunikation im Allgemeinen und Dialekten sollten geweckt bzw. gefördert werden. Prozesse der Sprachreflexion sollten angebahnt und kontrastive Sprachvergleiche angestellt werden. Lernende sollten sich des sprachlichen Handelns in seiner situativen und soziokulturellen Gebundenheit bewusst werden und eine selbständige und forschende Haltung gegenüber Sprachen und ihren formal-systematischen Aspekten einnehmen. Hinsichtlich der schulischen curricularen Verankerung des Themas *Sprachbewusstheit* in den Fächern Deutsch und Englisch kann festgestellt werden, dass der Lehrplan einiger Bundesländer mittlerweile einen Schwerpunkt *Sprachbewusstheit entwickeln* aufweist. So sollen beispielsweise die Lernenden im Fach Englisch im Bundesland Nordrhein-Westfalen befähigt werden, englische Wörter und Wendungen im Deutschen aufzuspüren und Ähnlichkeiten sowie Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Englischen festzustellen. Dabei sollen die Entdeckungen der Lernenden in einem Dossier des Sprachportfolios dokumentiert werden. In den Bundesländern Brandenburg, Sachsen und

Schleswig-Holstein stehen der Erwerb von Kommunikationsstrategien und eine Sensibilisierung für Höflichkeitsmarkierungen und Stilebenen im Vordergrund, wobei Brandenburg und Sachsen auch auf eine Betonung der Fähigkeit zur Selbstkorrektur der Lernenden und eine größere Lernbewusstheit sowie die Fähigkeit zur Lernorganisation fokussieren. Lernende sollten in die Lage versetzt werden, Fehler selbständig zu erkennen und hieraus Erkenntnisse für den eigenen Lernprozess abzuleiten. In den Bundesländern Baden-Württemberg, Hessen und Mecklenburg-Vorpommern steht im Englischunterricht das Erkennen von Redeintentionen und Sprachfunktionen im Vordergrund. Lernende sollten zudem für einen situationsangemessenen Diskurs und eine situationsangemessene Sprache sensibilisiert werden.

Für eine Berücksichtigung des Themas *Sprachbewusstheit* im Fach Deutsch werden länderübergreifend die folgenden Inhalte genannt:

Register, Sprachwandel, Fach- und Gruppensprachen, Regiolekt, Fremdwörter, Metaphern, Redensarten, Konjunktiv, Satzgefüge/Satzreihe, indirekte Rede.

Dabei gelte für die Vermittlung grammatischen Wissens, dass dieses kontextuell einzubetten sei (Textwirkung, Stilistik).

Eine Durchsicht der Curricula für die Fächer Englisch und Deutsch zeigt für die meisten Bundesländer (u.a. Niedersachsen, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein), dass eine Förderung der Sprachbewusstheit nicht der Schulform des Gymnasiums vorbehalten ist. Auch für Haupt- und Realschulen ist eine explizite Förderung der Sprachbewusstheit vorgesehen. So ist im Fach Deutsch für die Realschulen der 9. und 10. Klassen im Bundesland Nieder-

sachsen eine Förderung der Sprachbewusstheit mit den Schwerpunkten *Meta-pher, Konjunktiv I und II* sowie *Modalverben* vorgesehen, während der Themenkomplex für die Gymnasien weiter gefasst ist:

*Gymnasium 9. Klasse: Verben, Parenthese, Proposition, Modalverb, Adverb, Tempus, Konjunktiv, Konjunktion.*

Für das Fach Englisch ist für die Bundesländer Schleswig-Holstein und Sachsen-Anhalt im Bereich der Gymnasien eine starke Orientierung an der Vermittlung der Tempora (present simple, present progressive, past simple, past progressive, present perfect, will-future, going to-future) und der If-clauses der Typen eins bis drei festzustellen. Zudem sollen Relativsätze, Partizipialkonstruktionen, Gerundialkonstruktionen und Adverbiale vermittelt werden.

Für die Realschulen zeigt sich curricular eine deutliche Orientierung an den gymnasialen Lehrinhalten, während bei den Hauptschulen deutliche Abstriche bezüglich der progressive-Formen, der Infinitivkonstruktionen und der If-Sätze gemacht werden.

Feststellbar ist in den Curricula der einzelnen Bundesländer auch eine klare Kompetenzorientierung. So sollen die Lernenden im Fach Englisch die situative Angemessenheit von Sprache erkennen und bewerten und dabei unterschiedliche Stilebenen und Anredeformen hinsichtlich der implizierten Höflichkeit differenzieren können. Zudem sollen Lernende die Fähigkeit entwickeln, Sprachintentionen zu erkennen und diese gedanklich zuzuordnen. Von großer Bedeutung scheint auch eine Förderung der Fähigkeit von Lernenden zu sein, Sprache über die Satzgrenze hinaus (transphrastisch) wahrzunehmen und zu produzieren. Zur Erreichung dieses Ziels wird verstärkt auf eine Vermittlung von Kohäsionsmitteln im Diskurs und die Herstellung eines textuellen Zusammenhangs gesetzt. Die Verwendung von Kohäsionsmitteln sowie die Rezeption und Produktion von

Textkohärenz stehen im Mittelpunkt der Kompetenzorientierung für das Fach Deutsch. Zudem sollte für Tendenzen des Sprachwandels sowie unterschiedliche Mitteilungsperspektiven (indirekte Rede, Irrealis) sensibilisiert werden.

Zur Feststellung der grammatischen Sprachbewusstheit in den Fächern Deutsch und Englisch liegen bereits Tests vor, die sich auf grammatische Phänomene wie den Konjunktiv oder den Genitiv sowie Kongruenz und Kollokationen beziehen (Fach Deutsch) oder aber auf die Bereiche Wortstellung, Tense, Aspect, Passiv, Modalverben, Adverbiale etc. für das Englische.

Hoberg (2009, 2012) fordert für den Unterricht eine stärkere Sensibilisierung für die Verwendung und Bewahrung der Muttersprache (bzw. der Minoritätensprachen) in Relation zur Lingua franca Englisch. Zwar werde im Zeitalter der Globalisierung eine Verkehrssprache wie das Englische benötigt, die Menschen über Grenzen und Schranken hinweg verbinde. Gleichzeitig müsse jedoch gelten, dass die Vielsprachigkeit der Welt so weit wie möglich zu erhalten sei. Hoberg (ebd.) betrachtet es geradezu als eine Pflicht der Deutschen, sich für den Erhalt der deutschen Sprache einzusetzen. Sprecher des Deutschen sollten ein Bewusstsein entwickeln, das Hoberg (ebd.) „Spagatbewusstsein“ bzw. „Spagathaltung“ nennt. Ein solches Bewusstsein impliziere eine vorrangige Verwendung der Muttersprache, in der sich die meisten Menschen differenzierter und sicherer ausdrücken könnten als in der Fremdsprache. Gleichzeitig sei jedoch auch eine parallel zu dem Prozess der Erhaltung der „kleineren“ Sprachen stattfindende Förderung des Erwerbs und der Verwendung des Englischen und anderer Fremdsprachen von Relevanz. Sprecher sollten in die Lage versetzt werden, verantwortlich darüber zu entscheiden, in welcher Situation welche Sprache Verwendung finden sollte, wobei die Muttersprache Priorität zu genießen habe.

## Literatur:

- Augst, G./Faigel, E. (1986): Von der Reihung zur Gestaltung. Schriftspracherwerb von 14-24. Frankfurt am Main. Peter-Lang-Verlag.
- Eichler, Wolfgang/Nold, Günter: „Sprachbewusstheit“ (2007). In: Klieme, Eckhard/Beck, Bärbel (Hrsg.): Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung. DESI-Studie (Deutsch Englische Schülerleistungen International. Weinheim, 63-82.
- Gnutzmann, C. (1997): “Language Awareness. Geschichte, Grundlagen, Anwendung“. In: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 44 (3), 227-236.
- Gnutzmann, C. (1997): “Language awareness: progress in language learning and language education, or reformulation of old ideas?” In: Language Awareness 6 (2/3), 65-74.
- Hoberg, Rudolf (2009): „Ist unsere Sprachidentität gefährdet?“ Stellungnahme beim „Experimentgespräch ‚Sprache schafft Identität‘“ der CDU-Bundestagsfraktion am 29. Juni 2009. In: Der Sprachdienst 5, 155-157.
  
- Hoberg, Rudolf (2012): „Was wird aus Deutsch angesichts der Dominanz des Englischen?“ In: Sprachdienst 1 (2012).
  
- Kostrzewa, Frank (2010): „Sprachbewusstheit“. In: Muttersprache 2, 101-109.
  
- Stoll, Ursula (2006): „Anbahnung von language awareness im Englischunterricht der Grundschule“. (Online-Dokument 2006): [http://www.learn-line.nrw.de/angebote/eps2/Stoll-LA\\_Beispiele.pdf](http://www.learn-line.nrw.de/angebote/eps2/Stoll-LA_Beispiele.pdf).

# Deutsch nach Englisch in Korea

*Kai Rohs*

In Korea lernen nahezu fast alle Studenten die Fremdsprache Deutsch nach der ersten Fremdsprache Englisch. Dies macht sich auch in den Textproduktionen koreanischer Deutschlerner bemerkbar. Denn viele Fehler in den Textproduktionen koreanischer Deutschlerner sind auf Einflüsse aus dem Englischen zurückzuführen. Dies betrifft auch den Wortschatz, die Grammatik, die Orthografie und die Interpunktion. Im Wortschatzbereich fallen immer wieder falsche Freunde aus dem Englischen auf. Ein „beliebter“ falscher Freund ist die Verwechslung des Englischen „will“ mit dem Deutschen „will“. Das englische „will“ wird häufig statt „werden“ für die Konstruktion des Futurs im Deutschen gebraucht. Dass dieser Fehler so häufig auftritt, hat seine Ursache auch darin, dass im Englischen die Benutzung des Futurs für die Beschreibung von zukünftigen Sachverhalten obligatorisch ist („Tomorrow I will go to Hamburg“), während im Deutschen zukünftige Sachverhalte auch im Präsens dargestellt werden können („Morgen fahre ich nach Hamburg“). Es gibt noch viele andere falsche Freunde aus dem Englischen, die häufig in Textproduktionen koreanischer Deutschlerner auffallen, wie „study“ und „studieren“, „where“ und „wer“ oder „also“ und „also“.

In der Grammatik sind es insbesondere Wortstellungsfehler auf, die vom Englischen herrühren. Dies betrifft zum einen die Subjekt-Verb-Objekt Stellung. Ursache dafür ist die Tatsache, dass sich die Wortstellung im Koreanischen deutlich von der im Englischen und Deutschen unterscheidet. Ausgehend von diesem erheblichen Unterschied scheint vielen koreanischen Deutschlernern der geringere Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Engli-

schen nicht aufzufallen. Dies führt dann häufig dazu, dass die Verbzweitstellung im Deutschen nicht beachtet wird und Sätze wie „Am Morgen ich fahre nach Hamburg“ entstehen. Auch fällt auf, dass die Verbendstellung im Nebensatz nicht eingehalten wird und das es den koreanischen Deutschlernern schwer fällt, das Prinzip der Satzklammer zu erlernen. Auch dafür ist das Englische, das die Satzklammer nicht kennt, zumindest mitverantwortlich.

Angesichts der Tatsache, dass englische Einflüsse in Textproduktionen koreanischer Deutschlerner omnipräsent sind, ist zunächst einmal zu fragen, ob eine systematische Bewusstmachung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Englischen und Deutschen sinnvoll ist. Umgekehrt ist jedoch auch zu prüfen, ob Gemeinsamkeiten beider Sprachen nicht deutlich herausgestellt werden sollten, insbesondere in den Fällen, in denen sich gemeinsame Phänome beider Sprachen vom Koreanischen unterscheiden. So gibt es im Koreanischen weder Artikel noch Präpositionen, während es diese sowohl im Englischen als auch im Deutschen vorhanden sind.

In der Orthografie fallen ebenso Einflüsse aus dem Englischen auf. Genannt sei die Großschreibung von „ich“ in Anlehnung an das englische „I“ sowie die Kleinschreibung von Nomen, insbesondere dann, wenn es Nomen gleichen oder ähnlichen Inhalts auch im Englischen gibt wie „fisch“ („fish“), „bus“ („bus“) oder „schule“ („school“).

Schließlich sei noch die Interpunktion genannt, insbesondere die Kommasetzung,

die sich im Englischen und Deutschen deutlich unterscheidet.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich in den letzten Jahren mit einem Forschungsprojekt befasst und mir die Frage gestellt, wie sich eine Sensibilisierung koreanischer Deutschlerner für die Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Deutschen und des Englischen auf die Korrektheit von Textproduktionen auswirken würde. Mein Forschungsprojekt, das ich im Februar 2014 mit meiner Dissertation abgeschlossen habe, hat gezeigt, dass eine dementsprechende sprachliche Sensibilisierung korea-

nischer Deutschlerner zur Vermeidung von Interferenzen und zur Anregung von positivem Transfer sinnvoll ist und dass insbesondere im syntaktischen Bereich Sensibilisierungsmaßnahmen durchgeführt werden sollten. Zudem konnte festgestellt werden, dass die kulturspezifischen Voraussetzungen in Korea dem Erfolg eines Sensibilisierungsunterrichtes nicht entgegen stehen, sondern ihn eher notwendig erscheinen lassen.

Es ist zu hoffen, dass das Englische vermehrt Einzug in den DaF-Unterricht in Korea finden wird.

Kai Rohs (2014) *Auswirkungen sprachlicher Sensibilisierungsmaßnahmen auf koreanische Deutschlerner. Zur Nutzung von Sprachlernerfahrungen und sprachlichem Wissen aus der ersten Fremdsprache Englisch bei der Textproduktion im Deutschen als Tertiärsprache*. Berlin: Logos Verlag. ISBN 978-3-8325-3661-9

# Die „Urkatastrophe dieses Jahrhunderts“, gelebt

Erich Maria Remarque: *Drei Kameraden*

Lars Bergmeyer

65 Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges nannte der US-amerikanische Historiker George F. Kennan ihn die „Urkatastrophe dieses Jahrhunderts“. Dieser Zivilisationsbruch ist 100 Jahre danach von einer derartig Angst einflößenden Strahlkraft, dass er als Kriegsangst im Gefolge der Ukraine-Krise als Wiedergänger erscheint. In Remarques *Drei Kameraden* wirkt er sich literarisch aus. Wie stellt sich das Leben nach den ungeheuren Verletzungen des Krieges dar? Heroisch? Leidend? ‚Männlich‘, ein hermetischer Raum unter Kameraden und Soldaten? Erzähler ist Robert Lohkamp, ein Kriegsheimkehrer.

Ganz zu Beginn des Buches Erinnerungen aus dem Lazarett, männliches Erdulden im Staccatoton: „1918. [...] Ein paar Tage vorher war ein neuer Transport angekommen. Papierverbände. Schwere Verletzungen. [...] Neben mir lag Josef Stoll. Er hatte keine Beine mehr, aber er wusste es noch nicht.“ Und später: „1919. Wieder zu Hause. Revolution. Hunger. Draußen immerfort Maschinengewehrgeknatter. Soldaten gegen Soldaten. Kameraden gegen Kameraden.“ Dann einige Jahre als „Stimmungspianist“ im „Café International“ und nun mit den beiden anderen Kameraden Lenz und Köster gemeinsame Arbeit in einer Autoreparaturwerkstatt.

Die Bewältigung des großen Traumas geschieht flapsig und in ironischer Brechung des Ungeheuerlichen: „Wir putzten den Wagen blitzblank. Ich stieg ein. Köster legte mir die Hand auf die Schulter: „Robby, bedenke, daß du als Soldat andere Sachen mitgemacht hast. Verteidige die Ehre unserer Werkstatt bis aufs Blut. Stirb ste-

hend, die Hand an Blumenthals [ein potenzieller Käufer, LB] Brieftasche.“ (76f.) Soldaten, das sind heute die „Soldaten der Liebe“, Prostituierte im „Café International“: Rosa, das „Eiserne Pferd“, „Lina mit dem Holzbein, die immer noch Liebhaber fand“ und „Fritzi, das Luder, das den plattfüßigen Alois liebte.“ (43f.) Das Buch ist geradezu bevölkert von männlichen Plattfüßlern: Da ist Sasse, der „verstaubte“, „elende“, mit Hängeschultern ausgestattete Zimmermieter in der Pension, in der auch der Erzähler lebt, mit Eheproblemen: „Es war nur ein bißchen Sicherheit und ein bißchen Geld, woran diese Ehe und dieses sanfte und bescheidene Leben scheiterte.“ (253). Dann der Rechnungsrat, ebenfalls ein Zimmermieter, hart im Auftreten gegen den Feind – den russischstämmigen „Grafen Orlow“, der ebenfalls ein Zimmer in der „Pension Zalewski“ bewohnt: „Ein deutscher Mann entschuldigt sich nicht! Schon gar nicht bei einem Asiaten!“ (277). Doch das Gehabe des eine „Hausjacke von militärischem Schnitt“ (273) tragenden Rechnungsrats wird unverzüglich dekonstruiert: „Was ist denn mit dem Briefmarkenhengst los?“, fragte ich erstaunt.“ (277). Der „ungeheuerer Kampf“ schließlich, auf den der melancholische Blick des Erzählers in einem Museum fällt, wird nicht mit ‚Blut und Eisen‘ ausgefochten. Es ist ein verzweifelter Versuch von an den Rand Gedrängten, der „lautlose Kampf von Menschen, die niedergeschlagen waren, aber sich noch nicht ergeben wollten. Sie waren ausgestoßen aus den Bezirken ihrer Arbeit, ihres Strebens, ihrer Berufe [...]“ (269).

Dazu im Kontrast stehen die Männergeschichten im Kameradenkreis: Da wird gesoffen („Prost, Gottfried, du verdammter Schweinebraten!“ „Prost, Alfons, alter guter Zuchthäusler!“ „Beide tranken die Gläser auf einen Zug leer.“, 214) und gezockt: „Es waren Bube, Dame und As. Ich gewann damit gegen Bollwies, der einen Achter-Vierling in der Hand hatte und bis zum Mond hoch reizte. Fluchend zahlte er mir einen Haufen Geld aus. ‚Siehst du‘, sagte Lenz, ‚Flushwetter.‘“ (156). Wilde Rennen werden unter Männern gefahren: „Die Pappeln zu beiden Seiten der Straße stürzten vorüber, die Reifen piffen, und der wunderbare Ton des Motors ging uns wie der wilde Schrei der Freiheit durch die Knochen.“ (246). Und gemeinsam werden die betrügerischen Gebrüder Vogt erledigt: „Köster hatte ihm einen Arm umgedreht und über den Rücken hochgerissen. [...] Vogt heulte, aber Köster wusste, dass er ihn richtig fertigmachen musste, wenn wir Ruhe haben wollten.“ (251).

In auffälligem Kontrast wiederum dazu steht eine Schilderung voll zarter Anmut, in die nichtsdestotrotz noch die Erinnerung des Krieges hineinschimmert: „Nie werde ich dieses Gesicht vergessen – nie werde ich vergessen, wie es sich dann zu mir neigte, wie es Ausdruck gewann, wie es sich schweigend erfüllte mit Zärtlichkeit und Zartheit, mit einer leuchtenden Stille, als erblühe es – nie werde ich vergessen, wie ihre Lippen mir entgegenkamen, wie ihre Augen sich den meinen näherten, wie sie dicht vor mir standen und mich ansahen, fragend, ernst, groß und schimmernd – und wie sie sich dann langsam schlossen, als *ergäben* [meine Hervorhebung, L.B.] sie sich ...“ (104). Auch in eine zarte Naturbeschreibung ragt eine düstere, unbestimmte Ahnung hinein: „Es war später Nachmittag, und die Schneefelder schimmerten rötlich, überhaucht von der tiefen Sonne. Ein paar Heuschöber am Hang lagen fast begraben im Weiß. Wie schmale Kommas schwangen die letzten Skiläufer zu Tal. Sie passierten dabei die rote Sonne, die mächtig noch einmal den Hang hervorkam, ein Ball

düsterer Glut.“ (351). Neben der Kameradschaft, man könnte moderner sagen, Freundschaft, findet der Erzähler Sinn (wohl ein seltenes Gut in dieser Zeit) in der Liebe, die mit geradlinigen, aber dennoch zarten Strichen beschrieben wird: „Ich hielt sie lange fest, ich spürte die Wärme ihrer Haut und den leichten Duft ihres Haares – ich hielt sie fest, und es war nichts mehr da außer ihr, die Dunkelheit wich zurück, sie war da, sie lebte, sie atmete, und nichts war verloren.“ (239). Ebenfalls zart und anmutig eine Beschreibung einer Abendszene: „Wie große Flamingos schwammen die Wolken am apfelgrünen Himmel und behüteten zwischen sich die schmale Sichel des zunehmenden Mondes. Ein Haselnußstrauch hielt Dämmerung und Ahnung in seinen Armen, rührend kahl und schon voll Knospenhoffnung.“ Selbst in dieses rührend optimistische Bild rührt sich allerdings die Angst vor dem Verfall, die der Haselnußstrauch wie die Mutter in den Armen hält. Die Szene endet schließlich in der Sicherheit fassbarer Dinglichkeit: „Aus dem kleinen Gasthaus drang der Duft gebratener Leber. Auch Zwiebeln waren dabei. Uns schwoll das Herz.“ (14).

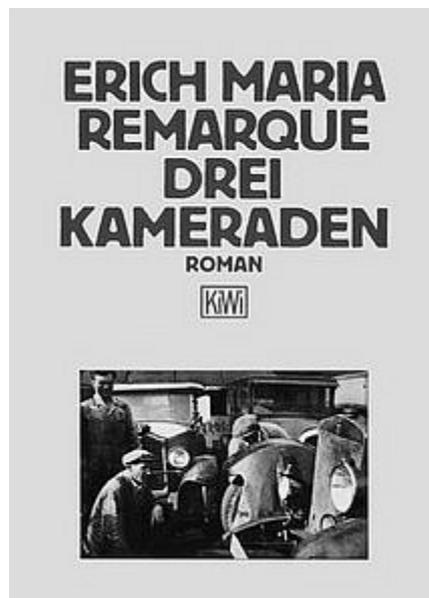
Der Krieg war grausam und sinnlos. Die Sinnlosigkeit des Tötens und Getötetwerdens ragt in die Gegenwart herein, selbst unterschwellig in Liebesszenen und Naturbeschreibungen. Noch grundsätzlicher in der Negierung von Propagandakzepten von Sinn, Heimat und Gott durch die Heimgekommenen, die wie „Bergleute aus einem eingestürzten Schacht“ (49) sind: „Aber hat er [Gott, L.B.] Bernhard Wiese geholfen, als er mit einem Bauchschuss schreiend im Houtholster Wald lag, [...] Verdammt, es war etwas zuviel Blut geflossen in der Welt für diese Art von Glauben an den himmlischen Vater!“ (259). Gott ist ein irres, erratisches Wesen, eine Spielernatur, einer, „der das Leben und das Sterben erfunden hatte, um sich zu unterhalten.“ (361). Und Heimat ist nicht mehr das dröhnende Vaterland der wilhelminischen Zeit, sondern die dahingeworfenen

Kleidungsstücke seiner Freundin Pat, die er liebt: „Pats Bademantel hing über einem Stuhl, ihr Kleid und ein bißchen Wäsche waren darübergeworfen, und auf dem Boden, vor dem Stuhl, standen ihre Schuhe. Einer war umgekippt. Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl von Heimat, als ich das so sah, [...]“ (187). Dann die zersetzende Kraft des Wortes „vielleicht“: „Es war die Sicherheit, die einem fehlte – es war die Sicherheit, die allem und allen fehlte.“ (188). Leider erfüllt sich die böse Ahnung am Schluss des Buches – die geliebte Freundin verstirbt nach innigen, gemeinsam verlebten Monaten qualvoll in einem Sanatorium an einer Lungenkrankheit, die sich in den Hungerjahren der Kriegszeit gebildet hatte.

Woraus besteht das Leben der „Kameraden“? Aus existenzieller Unsicherheit. Große Ideale wie Heimat, Gott, Soldatentum und Männlichkeit sind passé und werden ironisch gebrochen. Es wird aber viel-

fältig gelebt und gefühlt – Strategien des Umgangs mit dem Leben. Machismo in der Tat, nicht im hohlen Wort, Freundschaft „durch dick und dünn“, zarte Liebe, Empfindsamkeit in der Betrachtung der Natur, Unsicherheit als Lebensgefühl, Lebensmut, trotz allem: „Prost, Kinder! [...] Weil wir das Leben so stark empfinden, daß wir nichts mehr damit anzufangen wissen!“ (299). Leben auf der glühenden Vulkanasche des Zeitgefühls: „Trinkt, solange es noch Zeit ist!“

Am Ende ist keine Zeit mehr. Die Freundin tot, die Werkstatt bankrott. Doch weit davor heißt es: „Es lebe das Unglück! Es lebe das Dunkel!“ Er schenkte sich ein Wasserglas voll Kognak ein und trank es aus.“ (300). Dieses Buch ist ein Kaleidoskop menschlicher Regungen in einer katastrophalen Zeit, eine schillernde Hommage ans Weitermachen.



Erich Maria Remarque: Drei Kameraden

Köln: Kiepenheuer und Witsch 2014, 592 S., 8,99 € (Neuausgabe zum hundertsten Jahrestag des Kriegsbeginns).

Auch als Kindle-Edition erhältlich. Die Seitenzählung folgt einer älteren Ausgabe.

ISBN: 978-3-462-04631-1

# Paul Albeseder ist gestorben

Peter Simon Altmann: Sommerneige

W. Günther Rohr

Nach dem Roman ‚Der Zurückgekehrte‘ des Jahres 2012 legte der österreichische Schriftsteller Peter Simon Altmann im vergangenen Jahr den Erzählband ‚Sommerneige‘ vor, der neben der Titelgeschichte acht Erzählungen in sich vereint. Zwar sind diese Texte dem Umfang und dem Inhalt nach sehr unterschiedlich, doch darf als besonderes Kennzeichen des Bandes der Umstand gelten, dass er keine lockere Zusammenstellung von literarischen Texten darstellt, sondern sie gemeinsam einen festen Rahmen abstecken und sich gegenseitig ergänzend diesem einfügen. Damit ist nicht nur gemeint, dass etwa der Name ‚Paul Albeseder‘ in ‚Der Schriftsteller‘ (75–106) als potentieller Name eines Protagonisten in einem noch zu verfassenden literarischen Werk vorgestellt und in seiner Funktion erläutert wird und dass eben dieser Paul Albeseder als Hauptperson in ‚Morbus Meulengracht‘ (141–155) am Ende des Bandes erscheint, also direkte Verbindungen über die Textgrenzen hinweg gegeben sind. Entscheidender ist das gemeinsame Fundament, auf dem Altmanns Erzählungen aufruhren und das durch seine sehr persönliche Art des Schreibens geprägt ist. Nun wird man sicherlich die gebotenen Erläuterungen zur Art des Erzählens in ‚Der Schriftsteller‘ nicht ohne weiteres als Offenbarungen des Autors rezipieren wollen; immerhin sind sie Teil eines literarischen Textes, sind also selbst Literatur. Dennoch wird man einige Parallelen zum Autor selbst ziehen dürfen, gerade weil der Ich-Erzähler auf einem sehr persönlichen Stil des Schreibens insistiert; gleichwohl werde ich mich in meiner Besprechung ausschließlich auf der literarischen Ebene bewegen.

Mit dem ‚Schriftsteller‘ als Angelpunkt gehe ich nicht von dem Text aus, den Altmann selbst ins Zentrum des Bandes gerückt hat, indem er den Titel der Erzählung ‚Sommerneige‘ (107–121) zum Titel des Bandes erhob, sondern suche mit den Feststellungen des ‚Schriftstellers‘ ein Bild des Literaten nachzuzeichnen, das alle Texte prägend durchzieht. Zwar steht mit dem Brief ‚An Silvia‘ (5–8) zunächst eine persönliche Beziehung – oder eher das Nachdenken über die mögliche Anbahnung einer intimen Beziehung – im Raum; doch erweist sich bei der weiteren Lektüre auch dieser als Teil des Gesamtskizze, die Altmann von seinem ‚Schriftsteller‘ entwirft. Das Hotelapartment des ‚Schriftstellers‘ ist wie eine undurchsichtige Käseglocke angelegt, seine ‚Dachshöhle‘, die ihn nicht nur vor einer Beobachtung von außen schützt, sondern ihm selbst jeden Blick nach außen verwehrt. Zwar vermisst er das Tageslicht seiner früheren Wohnstätten, den Blickkontakt mit der Welt da draußen, doch habe er sich mit den Verhältnissen so weit arrangiert, dass er irgendwie ans Schreiben komme. Das Problem des Schreibens treibt ihn um, des Schreiben-Wollens, des Schreiben-Müssens, das Warten auf Inspiration vor dem leeren Blatt. Darin weiß er sich eins mit einer ganzen Reihe berühmter Kollegen, und er ruft deren Umgang mit dieser Schwelle auf, um ihn für sich selbst nutzbar zu machen; D. H. Lawrence und Friedrich Schiller sind ihm mit ihren Positionen durchaus hilfreiche Gewährsleute. Hier kommt auch der Name ‚Paul Albeseder‘ ins Spiel, dessen Entstehung und Erfindung schon einige Zeit zurückliege und der schon in Kurzgeschichten Verwendung gefunden hätte. Der Name eines Protagonisten sei ihm für sein

Schreiben wichtig, betont der ‚Schriftsteller‘, auf dessen Suche er viel Energie verwen- de. Mit dem Namen ‚Paul Albeseder‘ geht ein Bild einher, das sich im Schreibprozess dann manifestiert. Hoch- fliegende Pläne haben sich mit diesem Namen verbunden, nach den Kurzge- schichten sollte er auch zum Helden eines ganzen Buchs werden; doch muss dies nicht unbedingt gelingen: „Paul Albeseder ist gestorben“ (106), der Quell der Inspira- tion ist versiegt.

Dezidiert wendet der ‚Schriftsteller‘ sich gegen Thomas Manns Methode des Schreibens, dessen Verwendung schriftli- cher Quellen. Da sei nur ein blutleeres Re- sultat zu erwarten, eigenes Erleben als Grundlage erklärt er für sich zum obersten Prinzip. Das hat dann natürlich Konse- quenzen, vor allem in der unmittelbaren Umgebung eines Dichters. Es kommt si- cherlich auf das Temperament einer Le- bensgefährtin an, ob sie überhaupt oder wie sie reagiert, wenn sie sich in einem literarischen Werk des Partners wiederer- kennt. Bei intimen Details dürfte die pein- liche Berührung relativ allgemein sein, auch wenn nur die beiden direkt Beteilig- ten um deren Authentizität wissen können; doch kommt sicher keine Freude auf. Hier vertritt der ‚Schriftsteller‘ aber nachdrück- lich die Position, dass literarische Erfor- dernisse über individuelle Befindlichkeiten zu stellen seien.

Der Standpunkt, nur aus eigenem Erleben heraus schreiben zu wollen, kann nicht nur aufseiten der Produktion, sondern auch bei der Rezeption Konsequenzen haben, die zwar nicht direkt an die Bedingungen des Schreibens anschließen, aber dennoch Au- tor, Erzähler und Protagonisten sehr eng miteinander verknüpfen können. So berich- tet der ‚Schriftsteller‘ selbst von einer Le- sung, bei der eine Zuhörerin seine Texte allzu biographisch aufgefasst und daraus Fragen zu seinen persönlichen Lebensum- ständen abgeleitet habe. Bei sich selbst weist er darauf hin, das eigene Handeln schon einmal an dessen literarischer Ver- wertbarkeit ausgerichtet zu haben. Und

damit geraten Figur und Autor in ein völlig neues Verhältnis zueinander, das jenseits einfacher Parallelen angesiedelt ist. Es entwickelt sich eine eigene Dynamik, die fast zwangsläufig nach Abschottung zur Umgebung hin verlangt. Da kann nicht nur die Nachfrage nach einem bereits publi- zierten Text zu peinlichen Situationen füh- ren, sondern gerade das Interesse an einem aktuellen Schreibprozess einen Autor in arge Bedrängnis bringen.

Der ‚Schriftsteller‘ beschreibt sein Schrei- ben als äußerst heiklen Vorgang, der sehr leicht zu stören, zu zerstören ist. Hierher gehört etwa die gerade angesprochene Fra- ge nach dem in Arbeit befindlichen litera- rischen Werk, aber auch die Lektüre eines Kollegentextes, der das eigene Gedanken- gebäude ins Wanken bringen kann. Da mag gerade der bereits erwähnte Brief ‚An Silvia‘ als symptomatisch gelten: Diese tastende Suche nach dem richtigen Han- deln, nach dem richtigen Zeitpunkt und den richtigen Umständen für dieses Han- deln ist eine hochsensible Angelegenheit, die sehr leicht zu erschüttern ist. Das Ab- wägen von positiven und negativen Folgen, das im positiven Ausgang noch die negati- ven Seiten vor Augen führt, hat etwas Selbstzerstörerisches an sich, und dabei nimmt es das Gegenüber nicht einmal wirklich in den Blick. So wird Silvia ihren Brief nie erhalten, und sein Abschicken wäre auch sinnlos; dafür ist sein Inhalt viel zu selbstreferenziell.

Das tastende und sensible Suchen nach dem rechten Weg findet seinen Widerpart in der fast schroff vorgetragenen Überle- gung, die gerade aktuelle Lebensgefährtin habe möglicherweise ihre Aufgabe bereits erfüllt und eine Trennung sei den Umstän- den nach angezeigt. Da kommt Heming- way ins Spiel, dem nachgesagt werde, dass sich die Inspiration einer Partnerin nach nur einem Werk verbraucht habe. Seiner eigenen Lebensgefährtin gesteht der ‚Schriftsteller‘ mehr Inspiration und eine längere Verweildauer zu, doch bleibt die Überlegung im Raum: Die Literatur fordert ihren Tribut, oder allgemeiner ausgedrückt:

„Ich brauche den Neuanfang beim Schreiben und auch bei den Menschen. Um neu anfangen zu können, muss man zuerst alles zerstören“ (106).

Ein gut Teil der Erzählungen sind Liebesgeschichten, Liebesgeschichten einer besonderen Prägung, die zwar nicht so kaputt sind, wie sie gerne von Gabriele Wohmann erzählt werden, aus denen es einen aber ziemlich kalt anweht. Der Protagonist ist gerne ein verheirateter Vater mit einem Kind, der sich auf etwas einlässt, das sein Leben umkrepelt oder gar zerstört. Im ‚letzten Sommer‘ (9–31) sind es zarte Bande, die ihr zerstörerisches Werk treiben; ausgerechnet K. aus Prag übernimmt den weiblichen Part. ‚Der Fischer und der Tod‘ (33–59) ist eine völlig andere Geschichte: Auch hier gibt es die vielleicht nicht ganz zufällige Begegnung mit einer anziehenden Frau, aber jetzt ist von Beginn an Kälte im Spiel: Die Frau ist schön und weiß, sie ist kalt und unwiderstehlich. Der Fischer müht sich psychisch und physisch ab, ihr Emotionen zu entlocken, aber er scheitert auf der ganzen Linie. Irritierend ist da schon, dass sie, die kalte Frau aus den Fluten, verschiedene Stadien durchläuft, die allesamt als Schritte auf den Fischer zu verstanden werden können, ja müssen. Kurz vor seinem Sterben nimmt er blitzlichtartig wahr, was er hinterlässt, und so wird die endgültige Vereinigung mit der schönen und kalten Geliebten von überkommener Trauer beschattet.

Eine gänzlich andere Geschichte ist ‚Das Zitat‘ (71–74), und doch: Die tastende Bewegung ist präsent, das unsichere Suchen nach dem rechten Weg. Der Sinn des Titels erschließt sich nicht sofort, wird aber dann gleich als doppeltes Zitat von der Prostitu-

ierten Sabrina in die Wirklichkeit der Erzählung hineingestellt. Ernst muss reagieren und sich einen Weg durch die sich öffnende Perspektive erdenken, vielleicht sogar eine Entscheidung fällen: „Sabrina war entschieden keine Frau, in die man sich verlieben sollte“ (74). Dem Leser bleibt die Entscheidung, ‚Das Zitat‘ als kurze Episode in Ernsts Leben aufzufassen oder vom ersten Erstasten einer ungewissen Zukunft auszugehen. Altmann ist hier ein faszinierender Momententwurf gelungen, dem in seiner Kürze nichts mangelt. Noch faszinierender sind für mich persönlich die ‚Zerrissenen Herzen‘ (123–139), zwei ineinander verwobene Monologe über die Unmöglichkeit, Gefühle, Verhalten und Umstände in Einklang zu bringen. Der Gedanke, selbst den nächsten Schritt zu wagen, wird zum Menetekel, und trotz der großen Parallelität ihrer Gedanken werden die beiden so nie wieder zusammenfinden. Aber es sind weniger die zurückliegenden Ereignisse und Verletzungen, die das verhindern, als die unheilvolle Suche nach Abgründen, die letztlich dann auch zum zweifelhaften und nicht wirklich gewollten Erfolg führt.

Am Ende ergibt sich ein Leben zwischen tastender Suche und Missstimmung, dem die Unausgefülltheit eingeschrieben ist; da mag ein Hinweis auf die kleine Momentaufnahme ‚Schlaflos‘ (61–70) genügen. Mit klarer Sprache und noch klarerer Diktion führt Altmann ein Lebensgefühl vor Augen, das man nicht unbedingt teilen möchte. Zu diesem Zweck wird Altmann seine Erzählungen aber auch kaum verfasst haben, und letztlich zeichnet sich große Literatur gerade dadurch aus.

Peter Simon Altmann: Sommerneige

Innsbruck: edition laurin 2013, 155 S., 17,90 €  
ISBN 978-3-902866-10-3



# Ethnografische Literatur oder literarischer Journalismus?

Moritz von Uslar: *Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung*

Dirk Schlottmann

„Ich will dahin, wo Leute in strahlend weißen Trainingsanzügen an Tankstellen rumstehen und ab und an einen Spuckefaden zu Boden fallen lassen!“<sup>75</sup> schreibt Moritz von Uslar zu Beginn seiner Erzählung *Deutschboden*. Und so macht sich der Reporter bzw. „Reporterdarsteller“ („Ich war Reporterdarsteller. Mich interessierte eigentlich nichts, das war ja das Geile“.<sup>76</sup>) mit Hut, Diktiergerät und Fiat 500 auf die Suche nach dem Unbekannten in irgendeinem „Hardrockhausen“ oder „Trostlosow“ in der ostdeutschen Provinz in Brandenburg und landet in Oberhavel.<sup>77</sup> Was Uslar in den folgenden Wochen beobachtet, erlebt und macht, ist wenig spektakulär und entspricht weitestgehend seinen Ansagen, die er in im Kreise seiner Freunde in einer Kneipe macht:

„Dort suche ich mir einen Boxclub, trainiere mit, hänge rum und tue nichts, außer die ganze Zeit nur zuzuhören und zuzugucken, was passiert, und abends stelle ich mich da hin, wo der totale Blödsinn auferzählt wird, auf Parkplätze, an Tankstellen, in Pilslokale, und nebenbei erfahre ich alles über des Prolls reine Seele, über Hartz IV, Nazirock, Deutschlands beste Biersorte und die Wurzel der Gegenwart.“<sup>78</sup>

---

<sup>75</sup> Uslar 2010: 14

<sup>76</sup> Uslar 2010: 18

<sup>77</sup> Wer sich selbst auf die Suche nach dieser Stadt begibt, stößt zwar schnell auf den gleichnamigen Landkreis im Norden Brandenburgs. Eine reale Stadt Oberhavel gibt es jedoch nicht. Der Autor verwendet den Stadtnamen in Anspielung auf Zehdenick, das im Landkreis Oberhavel liegt und in den 90er Jahren unrühmliche Bekanntheit als Nazi-Hochburg erlangte.

<sup>78</sup> Uslar 2010: 14

Der Autor Moritz von Uslar hat seit seiner Interviewserie „100 Fragen an ...“, in der er für das *SZ-Magazin* (Süddeutsche Zeitung) die Prominenten dieser Welt interviewte, einen etwas umstrittenen Kultstatus und spaltet die Gemüter. Sein schneller, skurriler Interviewstil in Kombination mit unerwarteten und distanzlosen Fragen („Macht Headbängen dumm?“ (Lemmy Kilmister) „Kennen Sie etwas Originelleres, als, Uh, Baby!“ zu stöhnen beim Orgasmus?“ (Woody Allen)) umschiffte die zum Teil lächerlich strengen Interviewbedingungen, die in den Medien zum Bestandteil der Inszenierungspraktik und Imagepflege geworden sind und spielt mit Wichtigkeitsritualen und Trendwerten. Was die einen als Gossip-Journalismus<sup>79</sup> verdammen, loben die anderen als „Interviewform, die heute zum originellsten und erhellendsten gehört, was es im deutschen Blätterwald über Prominente zu lesen gibt.“<sup>80</sup>

Mit *Deutschboden* wagt sich Moritz von Uslar auf ein neues Terrain, in dem er sich bereits mit dem Untertitel „eine teilnehmende Beobachtung“ die Königsdisziplin der ethnologischen Feldforschung auf die Fahne schreibt, die als zentrale Methode ethnographischer Forschung seit ihrer Einführung durch Bronislaw Kaspar Malinowski zu Beginn des letzten Jahrhunderts den dynamischen Spagat zwischen aktiver Teilnahme und distanzierter Beobachtung bei der Untersuchung fremder Kulturen fordert:

---

<sup>79</sup> Sundermeier 2004

<sup>80</sup> Werbetext auf dem Buchcover von Uslar 2004

„Die Technik besteht [...] darin, Daten zu erheben, indem man sich selbst, seinen eigenen Körper, seine eigene Persönlichkeit und seine eigene soziale Situation den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt, ihre Kreise betritt, in denen sie auf ihre soziale Lage, ihre Arbeitssituation, ihre ethnische Stellung oder was auch immer reagieren. Daß man also in ihrer Nähe ist, während sie auf das reagieren, was das Leben ihnen zumutet.“<sup>81</sup>

Und genau das macht Moritz von Uslar, als er sich, beladen mit Vorurteilen und klassischen Klischeevorstellungen des arrivierten Westdeutschen auf den Weg in die ostdeutsche Kleinstadtwelt macht, um die Perfektionierung des Nichtstuns in Worte zu kleiden. Er entscheidet sich für eine unverhohlene, geradlinige Beobachtung ohne wallraffische Tarnung, taucht in die „unschlagbare Sonderbarkeit der Wirklichkeit ein“<sup>82</sup>, boxt, säuft, schließt Männerfreundschaften, wird Fan einer Punkband, hängt am Tresen herum und philosophiert abends mit „Jungmensch“ an der futuristisch anmutenden, lokalen Aral-Tankstelle. Der Reporter lebt drei Monate vor Ort, denn er bleibt seinem eigenwilligen Forschungsziel treu, auszuharren, auch wenn „[...] an seinem Tatort nichts bis ganz, ganz wenig passieren würde. Die Frage war, was passiert, wenn man nicht wegging, sich fortgesetzt dem Nichts zur Verfügung stellt, am nächsten Tag einfach aufs Neue auf der Bildfläche erschien und das Nichts ansah.“<sup>83</sup>

Ist *Deutschboden* also ein ethnologischer Roman oder ethnografische Literatur im Sinne eines Nigel Barley, der mit seinen Feldforschungs- und Erfahrungsberichten aus Kamerun die Niederlagen und Schwierigkeiten der Feldforschung beschreibt und die eigenen Erwartungshaltungen und Vorstellungswelten der Lächerlichkeit preis-

gibt?<sup>84</sup> Ist Moritz von Uslar mit *Deutschboden* eine ethnografische Momentaufnahme des ‚kulturell Anderen‘ vor der eigenen Haustür gelungen?

Nein.

Eine Geschichte über das Nichts und die Leere ist eine ästhetische Idee, die im Schatten des glitzernden Zeitgeistes ein Thema sucht und aufgreift, das sicherlich der ruralen ostdeutschen Gegenwart entsprungen ist. Offensichtlich ist die ‚fiktive‘ Kleinstadt Oberhavel ein Ort, der die idealen Voraussetzungen bot, Nichts, leere Hoffnungen und unrealistische, bierselige Träume zu finden. Die erfrischend politisch unkorrekten Männergespräche mit einem Schuss Dialekt verleihen der selbstgewählten Feldstudie auch den Hauch Authentizität, der einen Feldforschungsbericht charakterisiert. *Deutschboden* ist aber sicherlich weder als ernst gemeinter Versuch noch als unfreiwilliges Ergebnis ethnografische Literatur anzusehen.

Moritz von Uslar sucht das Klischee und ist in seinen Beschreibungen auf den Abklatsch, der sich aus Ostalgie und seinen Erwartungshaltungen zusammensetzt, fixiert. Damit wird er Oberhavel und seinen Bewohnern sicher nicht gerecht und unter journalistischen Gesichtspunkten beschreibt er den Ort auch gewiss nicht angemessen. Die nonchalante Art und Weise über ‚Macken‘ wie Ausländerfeindlichkeit, asoziales Verhalten und Suchtprobleme hinwegzuschreiben, ohne den moralischen Zeigefinger zu erheben und die bizarren Beobachtungen des Alltags, wie beispielsweise die Spielplatzszene, bestätigen und widerlegen die weit verbreiteten Klischees vom armen Ostdeutschland und sind doch nur sehr subjektive Wahrnehmungen und im weitesten Sinne erzähltechnische Kniffe, die der Atmosphäre der Erzählung verhaftet bleiben:

„Das hatte sich das Kind perfekt abgeschaut: wie man als Kleiner, der noch zu

---

<sup>81</sup> Goffman 1996: 263

<sup>82</sup> Bollwahn 2010: 16

<sup>83</sup> Uslar 2010: 17

---

<sup>84</sup> Barley 1997

klein zum Alkoholtrinken war, trotzdem schon wie ein richtiger Alkoholiker aussehen konnte. Es war ein trostloser und natürlich auch ein absolut lustiger Anblick: Hardrock-Schweineigel-Assi-Abschaum-Hartz-Höllens-Hausen.“<sup>85</sup>

In gewisser Weise erinnert „Deutschboden“ an die Erzählungen und Romane von Hans Fallada (*Kleiner Mann-was nun?*), der mit seinen realistischen, dialektdurchsetzten und milieuversessenen Geschichten über das Berlin der Wirtschaftskrise und Arbeitslosen berühmt wurde. Allerdings spürt man bei Moritz von Uslars Erzählung mehr Empathie für die Protagonisten, die im Laufe der Beschreibung zu seinen Freunden werden.

Kann man Deutschboden als literarischen Journalismus bezeichnen?

Ja.

Moritz von Uslar gelingt mit *Deutschboden* eine Reportage, die verdeutlicht, das Nichts im Falle von Oberhavel eben nicht leer ist, sondern ein Potpourri aus Entfremdungsgefühlen, Hoffnungslosigkeit, Realitätsferne, Unbildung und Einsamkeit. Seine Geschichte ist gekennzeichnet durch einen freien Umgang mit aus der Literatur entlehnten Gestaltungstechniken und einem sorglosen Spiel mit Fakten und Fiktionen. Sein Grenzgang zwischen Journalismus und Literatur offenbart sich auch an der zeitweiligen Aufgabe der distanzierten Beobachterrolle, die sich insbesondere mit zunehmender Aufenthaltsdauer vor Ort im Text entwickelt und heute in Form einer Tätowierung am Unterarm des Autors zu erkennen ist. Der ungewollte Wechsel<sup>86</sup> von Reporter zu Reporterdarsteller verleiht der Erzählung sowohl fiktiven als auch journalistischen Charakter. Gelegentlich wirkt *Deutschboden* so, als habe sich Moritz von Uslar von der Faszination der leer-

reichen Realität in die Sphären der Literatur tragen lassen.

Ganz sicher ist *Deutschboden* kein politischer oder ideologischer Beitrag zur Wiedervereinigung oder der Ost-West-Thematik und doch ist die Wahl nicht grundlos auf eine Kleinstadt in Brandenburg gefallen. Oberhavel ist nicht „Kein Ort. Nirgends“<sup>87</sup>, sondern ein Ort nirgends in Deutschland. Die Darstellungsform der fiktiven Reportage mit ihrer einseitigen Perspektive und ihrer unverbindlichen Nähe ist die ideale, literarische Form, um diesem Nichts ein Gesicht zu geben:

„Es gab kein Deutschboden. Es war alles eine große Irreführung. Es gab absolut Nichts zu sehen.“<sup>88</sup>



Moritz von Uslar: *Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung*  
Frankfurt: Fischer Taschenbuch 2010, 384 S., 9,99 €  
ISBN 978-3596191390

<sup>85</sup> Uslar 2010: 236

<sup>86</sup> „Die Romanfigur und ich, darauf muss man immer wieder hinweisen, das sind natürlich zwei verschiedene Figuren.“ Bollwahn 2010: 16

<sup>87</sup> Erzählung von Christa Wolf aus dem Jahr 1979

<sup>88</sup> Uslar 2010: 334

## **Literatur:**

Barley, Nigel. 1997. Traumatische Tropen. Notizen aus meiner Lehmhütte. dtv: Stuttgart.

Bollwahn, Barbara. 2010. „Ich habe versucht, mich ein bisschen dumm zu stellen“ – Interview mit Moritz von Uslar. In: taz, 22.11.2010, S.16.

Goffman, Erving. 1996. Interaktionsrituale. Über Verhalten in der direkten Kommunikation. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Porombka, Wiebke. 2010. Nachrichten aus dem wilden Osten. Rezension: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 02.10.2010. URL:  
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/moritz-von-uslar-deutschboden-nachrichten-aus-dem-wilden-osten-11014443.html>

Sundermeier, Jörg. 2004. Das Fast-Food-Interview. Die Fragetechnik des Journalisten Moritz von Uslar nervt. In: Jungle World Nr. 34, 11.08.2004. URL: <http://jungle-world.com/artikel/2004/33/13470.html>

Uslar, Moritz von. 2004. 100 Fragen. So schnell wie möglich, denn wir haben ja nicht ewig Zeit. KiWi-Taschenbuch: Köln.

Uslar, Moritz von. 2010. Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung. 3. Aufl. Fischer Taschenbuch: Frankfurt.

# Fast Food fürs Hirn?

Martin Guan Djien Chan: Korea. Gegenwart und Zukunft eines geteilten Landes

*Thomas Kuklinski-Rhee*

Die Koreakrise ist ein Dauerbrenner, der immer wieder Stichflammen schlägt und den extrascharfen Waffenstillstands-Kimchieintopf auf der ostasiatischen Halbinsel leicht zum Überkochen bringen kann. Wie es so weit kommen konnte und wie es in Zukunft weitergehen könnte, das versucht Martin Guan Djien Chan in seinem Buch über Korea zu beantworten. Der Deutsch-Chinese Chan, der bereits ein gut bewertetes Buch von 2008 über China auf dem Wochenmarkt hat, wurde in Berlin und Taiwan zum Politikwissenschaftler ausgebildet und verdingt sich laut Klappentext „als Dozent und Analyst für internationale Beziehungen und Sicherheitsfragen“. Mit einer langjährigen Berufserfahrung in Asien als zusätzlichem Background scheint er für ein sättigendes intellektuelles Ostasien-Menü gut gerüstet zu sein.

Dazu serviert der Autor nach einem aufrüttelnden spekulativen Aperitif über einen möglichen atomaren Koreakrieg, der einer globalen „Götterdämmerung“ (190) gleich käme, im ersten Gang (bzw. Kapitel) einen leicht verdaulichen historischen Abriss über Korea, an dem es nicht unbedingt etwas zum Aufstoßen gibt. Garniert wird das Ganze mit einem Überblick über die sogenannten Sechsergespräche als „endloses Wettrennen zwischen Hase und Igel“ (33), und dazu wird ein vergleichsweise schwerer juristischer Wein gereicht, der sich noch länger im Kopf bemerkbar macht. Wem würde auch nicht schwindlig bei dem Gedanken, dass Nordkorea durch seine Mitgliedschaft bei der UNO seit 1991 streng genommen mit sich selbst im Krieg liegt? Gleich beim nächsten Schluck wird erklärt, dass Deutschland „sich schließlich offiziell auch noch mit der hal-

ben Welt im Kriegszustand“ befände (38). Und im Abgang klingt es fein säuerlich an, dass die Volksrepublik China durch einen unbedachten Verfahrensfehler seit 1971 eigentlich gar kein UNO-Mitglied sei, „und damit entfällt auch das Veto-recht“ (39). Bei so viel Temperament sei selbst die verkorkste Bezeichnung Nordkoreas als „Goryeo“ (35) statt Chosön verziehen.

Jetzt hat der Autor Blutwein geleckert und macht im Hauptgang erst mal ein Fass auf: die Verbreitungsgeschichte des Kommunismus im näheren und fernerem Osten, inklusive Kurzdarstellung des Korea-Kriegs, auf knapp 25 Seiten. Das ist ein echter Leckerbissen, für den allein es sich lohnen könnte, das ganze Menü zu bestellen. Denn es hat die richtigen Zutaten (von Stalin und Trotzki über Tschiang Kaischek und Mao bis zu Kim Il-sung), ist gut durchmischt (mit Revolutionen, Befreiungs- und Bürgerkriegen) und extrascharf gewürzt (mit Details zu Militäreinheiten und -strategien). Dazu ein paar pikante Anekdoten über den Panzerkreuzer Potemkin und den damaligen TIME- und Life-Herausgeber Henry Luce, das macht gleich Appetit auf mehr, und der Gaumen soll nicht enttäuscht werden: In Analogie zum Gottkaisertum des Römischen Reichs erklärt der Autor, Nordkorea sei „ein gottkaiserlich geführter Staat. Um sein politisches System zu verstehen, sind politikwissenschaftliche Methoden nur begrenzt tauglich, eine religionswissenschaftliche Betrachtung dagegen verdeutlicht die innere Logik des Systems“ (71). Das sollte man sich ganz langsam auf der Zunge zergehen lassen: Der ursprünglich atheistische Kommunismus ist also von einer politi-

schen Ideologie längst zur politischen Religion mutiert, und die „Vergöttlichung des dritten Kim“ (78) wird bereits durch theokratische Methoden angestrebt, indem Kim Jong-un nachgesagt wird, „von einer Gottheit abzustammen“ (ebd.). Organisiert ist dieser Gottesstaat grob in drei Klassen: „Hochadel, Dienstadel und Volk“ (83), wobei erstere eine Art Priesterklasse mit exklusivem Zugang zu materiellen wie ideellen Ressourcen ist, während die zweite Klasse eine Art Verwaltungs- und Schutzklasse darstellt (und bereits selber ums Überleben kämpfen muss) und das Volk bloß noch „eine völlig rechtlose Manövriermasse für die Obrigkeit“ (ebd.).

Das führt den Küchenchef bereits zu einem frühen Höhepunkt seiner Analysen: „Auf dem Zeitstrahl der Dynastie befinden wir uns gegenwärtig an der Stelle, an der ein schwacher Prinz eine gesicherte Erbfolge antritt. In der Analogie zu verflornten gottkaiserlichen Dynastien ist dies meist der Zeitpunkt, bei dem der Hofstaat an Bedeutung gewinnt und Palastintrigen die Politik bestimmen“ (79). Wie sehen solche Intrigen aus? „Vater- und Brudermord sind in Palästen nicht unüblich“ (80). Nun scheinen des jungen Herrschers zwei ältere Brüder keine ernsthafte Gefahr für ihn darzustellen, aber als seine „wichtigsten Familienmitglieder“ (ebd.) werden die Schwester des Vaters, Tante Kim Kyong-hui (seit 2010 Viersternegeneral), sowie ihr Mann, Onkel Jang Song-thaek, genannt, denen eine „Schlüsselrolle“ als „zuverlässige Unterstützer“ Kims zukomme (78). Da fällt es uns wie Fischschuppen von den Augen, dass jene beiden erst vor wenigen Monaten öffentlich entmachtet und wegen staatsfeindlichen Aktivitäten, Korruption und Drogenmissbrauchs mit dem Tode bestraft worden sind. Opfer einer Palastintrige? So grausam diese Episode für die Beteiligten auch ist, man könnte ihr noch einen Nutzen abgewinnen und sie als eine Art Bestätigung von Chans Analysen ansehen, was einen den Rest seiner Ausführungen doppelt genießen ließe.

Nach dieser fachgerechten Filetierung des vielschichtigen nordkoreanischen Sauerbratens werden in einem zweiten Hauptgang der fünf Köstlichkeiten die Perspektiven und Interessenlagen der restlichen Teilnehmer der Sechsergespräche durchgekocht. Südkorea konstatiert der Autor dabei eine „Angst vor dem Glück“ (107), weil sich eine schmackhafte Wiedervereinigung in keinem realistischen Szenario ohne größere oder mittlere Katastrophen zubereiten ließe. Chen hat dabei immer vor allem die Wirtschaftsleistung im Auge, doch auch gesellschaftlich und kulturell dürften die Unterschiede mittlerweile so unüberbrückbar sein, dass ein daraus hervorgehender Kompott sicher ganz ungenießbar wäre und mindestens lang anhaltende Kopf- und Bauchschmerzen verursachen würde. Japan als das „Land der stillstehenden Sonne“ befinde sich seit Jahrzehnten „in einer Dauerkrise“ (127), sei also zu sehr damit beschäftigt, seine eigenen Sushirollen zu drehen und befindet sich in der unrühmlichen Lage, als historischer Erzfeind Nordkoreas ein Hauptziel jeglicher Angriffe darzustellen, trete also vor allem als Bremser und Abwiegler in Erscheinung. China sei im Wettbuhlen mit der Sowjetunion um die Gunst Nordkoreas von diesen jahrzehntelang als „erpresster Drache“ an der Nase herumgeführt worden. Daraus resultierte ein formell gültiger Bündnisvertrag zwischen beiden Ländern, der aber längst zu einer hohlen Nuss verkommen sei, seitdem das Sowjetreich zerfallen und die Volksrepublik den Kapitalismus adaptiert hat. Chinas neuer wichtigster Bündnispartner nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene sei nunmehr Südkorea, und in Peking könne man sich „durchaus eine Wiedervereinigung unter südkoreanischer Führung vorstellen“ (135), wie es durch WikiLeaks aufgedeckt wurde. Neben aussterbenden Altkommunisten scheint die Angst vor einer nordkoreanischen Masseneinwanderung nach einem Totalzusammenbruch die einzige Kraft zu sein, die China davon abhält, das alte Bündnis aufzukündigen. Der russische „Bär

schläft“ dagegen längst, seitdem die sowjetische Union zerfallen und die ehemalige Industrie-Supermacht zum Rohstofflieferanten verkommen ist, mit China als einem der wichtigsten Handelspartner. Von ihm sei nur mehr „eine opportunistische Politik zu erwarten“ (141), die es sich mit den anderen Mächten nicht verscherzen wolle – eine Prognose, die sich angesichts des jüngsten russischen Alleingangs in der Ukraine als faules Fabergé-Ei zu entpuppen droht. Die ungünstigste Zukunftsprognose stellt Chef Chan den Vereinigten Staaten aus. Denn der „gerupfte Adler“ (ebd.) habe in der jüngeren Vergangenheit viel an Einfluss in Ostasien eingebüßt und wird dies voraussichtlich weiter tun, denn die frühere militärische Überlegenheit als Schutzmacht Südkoreas und Japans sei längst Essig. Allein die permanente Bedrohung durch Nordkorea erlaube den USA weiterhin, ihre militärische Präsenz in Ostasien beizubehalten, was die USA nicht zuletzt dafür ausnutzt, um den kommenden Superkonkurrenten China in Schach zu halten. Gleichzeitig wächst das Risiko einer atomaren Auseinandersetzung beständig, da Nordkorea zu einer immer größeren Bedrohung für die USA wird, was bei deren Befehlshabern den Anreiz radikal erhöht, einfach mal als erster auf den roten Knopf zu drücken.

Auf der Basis dieser zum Teil drastisch divergierenden Interessen beschreibt Chan die gegenwärtige Lage auf der koreanischen Halbinsel zum Stand kurz nach der Ernennung Kim Jong-uns zum „Obersten Führer“ Nordkoreas. Zusammenfassend könnte man sagen, Nordkorea hat sich die Suppe nicht nur selbst eingebrockt, es spuckt auch noch anderen in ihre Teller und ist dementsprechend wenig geneigt, sie selbst auszulöffeln, was dazu führt, „dass eine friedliche Beilegung des Konfliktes so gut wie ausgeschlossen ist“ (189). Seitdem erfolgten die Wahl von Park Geun-Hye als Präsidentin Südkoreas, die Wiederwahlen der Präsidenten Putin und Obama sowie von Shinzo Abe als Ministerpräsident Japans (alle Mitte/ Ende 2012)

und die Ernennung Xi Jipings zum neuen Staatspräsidenten der Volksrepublik China Anfang 2013. Angesichts der damit verbundenen erwartbaren politischen Kontinuitäten ist das Haltbarkeitsdatum von Chans Analysen sicherlich noch lange nicht überschritten.

Auch im abschließenden Gang serviert Chan keine leichte Kost, wenn er die Möglichkeiten und Grenzen durchdekliniert, die sich ergeben, wenn „das jetzige System Nordkoreas kollabiert“ (159), was vermutlich irgendwann geschehen wird, aus welchem Grund und auf welche Weise auch immer. Als besonders erschwerenden Faktor stellt er dabei „das völlige Fehlen eine Zivilgesellschaft“ (161) im Norden heraus, sodass die Bevölkerung dort „kein eigenverantwortliches Verhalten entwickeln“ kann (164). Eine neue Reformregierung müsse „innerhalb kürzester Zeit ein Wirtschaftswunder herbeizaubern“, sonst drohe „der völlige Zusammenbruch des Landes“ (166). Eine Chance dafür könnte sich aus dem Wiederaufbau der alten Industrieanlagen ergeben, die sich immerhin „auf einem technischen Stand der siebziger oder achtziger Jahre“ (169) befänden. Voraussetzung dafür wäre allerdings, dass sich die Wiedervereinigung noch einige Jahre oder Jahrzehnte aufschieben ließe, bis sich die nordkoreanische Wirtschaft einigermaßen entwickelt hätte. Nach Chan sei allerdings „ein Zusammenbruch des Regimes bedeutend wahrscheinlicher als erfolgreiche Reformen“ (181), da Millionen verzweifelter Nordkoreaner versuchen würden, dem Elend und Hunger durch Flucht in die Nachbarländer zu entkommen; hinzu kämen Investitionen über „mehrere Billionen Euro in den Wiederaufbau des Landes“ (188) im Norden, was Südkorea selbst an den Rand des Ruins, wenn nicht darüber hinaus, bringen würde. Leider kann der Nachtisch am Ende nicht ganz befriedigen, denn der Autor vermag sich nicht so recht zwischen Giftpilz oder Schierlingsbecher zu entscheiden, was die Zukunftsprognosen des koreanischen Furchtsalats angeht – jedes halbwegs rea-

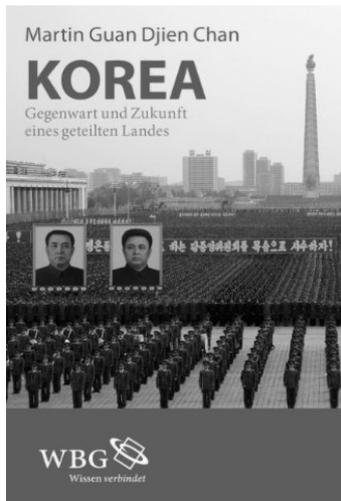
listische Szenario scheint auf ein mehr oder weniger großes geopolitisches Malheur hinauszulaufen. Vermutlich wäre aus seiner Sicht „eine reformorientierte Putschistenjunta die Ideallösung“ der Koreakrise, denn „Chaos würde weitgehend vermieden, Wirtschaftsreformen könnten nach chinesischem Vorbild durchgeführt“ und die Wiedervereinigung allmählich angepeilt werden (103). Nur stellten derartige Reformen für die „führenden Familien des Landes [...] eine große Gefahr dar“ (102), und einen „Regimewechsel würden die herrschenden Familien kaum überleben. [...] Aufgabe ist keine Option. Sieg oder Tod sind die einzigen Alternativen“ (99). Anstatt Götterspeise wäre dann „Götterdämmerung“ (190) angesagt.

Vieles deutet darauf hin, dass Martin Chan sich tatsächlich näher mit den jeweiligen Umständen auseinandergesetzt hat, bevor er anfang, darüber zu schreiben. Das schafft Vertrauen, es fällt nicht schwer, ihm bei seinen Analysen und Interpretationen der Situationen und Interessen der beteiligten Länder gutgläubig zu folgen. Es bleibt einem auch nichts anderes übrig, als dem Autor jeweils zu glauben – oder eben nicht. Denn das Buch hat einen unvergleichlich großen Schwachpunkt: die fehlende Literaturliste. Bei allen Zustimmung zu Chans Analysen und Formulierungen wäre es nicht selten wünschenswert, seine Quellen zu kennen, nicht nur, um die Qualitäten seiner Analysen einschätzen zu können, sondern vor allem auch, um selbst mehr darüber in Erfahrung zu bringen und sich selbst ein Urteil bilden zu können. So wird in einer online-Besprechung des Buchs etwa auf zahlreiche sachliche Fehler hingewiesen, die der Rezensent wegen mangelnder Quellenkenntnisse nicht nachprüfen kann. Der Meister hätte derartiges vorausahnen und seine Rezeptkarten offen auslegen müssen, damit jeder, der das muss oder möchte, die Daten, Fakten, In-

terpretationen und Schlussfolgerungen überprüfen kann. Bei allem Verdienst bleibt somit ein schaler intellektueller Nachgeschmack, der auch noch verstärkt wird durch kommentarlos angehängte Kurvendiagramme zu Wachstumsraten, Bruttoinlandsprodukten sowie Export- und Importvolumen der sechs im Buch behandelten Länder. Angesichts fehlender Angaben zu den genauen Zahlwerten können viele Aspekte in den Kurven nur mehr schwammig erahnt als bissfest erkannt werden.

Zu den Stärken des Autors zählt sicherlich sein Vermögen, die Dinge prägnant auf den Punkt zu bringen, ohne sich in weit-schweifigen Ablenkungen zu verlieren (wovon sich der Rezensent selbst nicht freisprechen will). Zugleich verzichtet er (zur Freude des Rezensenten) aber nicht darauf, den einen oder anderen Witz in seinem sachlichen Stil unterzubringen, etwa, wenn er zu Kim Jong-uns älteren Bruder Jong-nam salopp bemerkt, dieser „geht der Beschäftigung als Playboy nach“ (80). Wiederholungen halten sich sehr in Grenzen, ebenso wie Schreib- bzw. Druckfehler, von denen etwa eine Handvoll aufgefallen sind, welche den Textfluss zwar kaum stören, was aber doch keine gute Quote für die WBG darstellt.

Das (etwas teure) Buch kann man selbstverständlich auf den einschlägigen online-Marktplätzen erwerben oder unter der Signatur 908 (519) CHAN im Goethe-Institut in Seoul finden. Es sei jedem und jeder empfohlen, der oder die sich einen schnellen, gut verdaulichen Überblick über die gegenwärtige Situation der Koreakrise verschaffen will, ohne sich an zu vielen harten Daten und Fakten die Zähne auszu-beißen oder an ausufernden theoretischen Diskussionen den Magen zu verderben. Wer Geschichten mit Happy End vorzieht, sollte sich allerdings bald nach einem anderen Restaurant umsehen. Guten Appetit!



Martin Guan Djien Chan: Korea. Gegenwart und Zukunft eines geteilten Landes  
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012, 208 S.,  
24,90 €  
ISBN 978-3-534-25540-5

# Auf der Suche nach dem Stein der Weisen

## Zukunftsfragen der Germanistik. Beiträge der DAAD-Germanistentagung 2011 mit den Partnerländern Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg

*W. Günther Rohr*

In dem Sammelband ‚Zukunftsfragen der Germanistik‘ sind insgesamt 27 Beiträge einer DAAD-Germanistentagung versammelt, die vom 16. bis 19. Februar 2011 in Weimar stattfand und Germanisten aus Belgien, Frankreich, Luxemburg und den Niederlanden zusammenführte; den Auftakt des Bandes bildet die engagierte Eröffnungsrede des deutschen Romanisten Hans-Martin Gauger, der bis zum Jahr 2000 an der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau lehrte. Von den aus einem Gesamtspektrum von etwa fünfzig Vorträgen der Weimarer Tagung ausgewählten Beiträgen sind zwölf dem Thema ‚Zu Lage und Perspektiven von Deutsch als Fremdsprache und Germanistik an Hochschulen der Region‘ gewidmet, sechs gehören der ‚Linguistik‘ an, jeweils drei stehen unter den Rubra ‚Deutsch als Fremdsprache‘, ‚Literaturwissenschaft‘ und ‚Deutschlandstudien‘.

Hans Martin Gaugers umfangreiches Eingangsreferat ist äußerst vielversprechend: Gauger kann aus einem reichen Leben berichten, das an der Schnittstelle zwischen Frankreich und Deutschland stattfand und - findet. Er erzählt als Mensch, der zunächst unfreiwillig mit dem westlichen Nachbarn in Berührung kam, als intimer Kenner Frankreichs, der im Laufe seines Lebens viele verschiedene Facetten des Landes kennengelernt hat, und als Philologe, der aus intimer Kenntnis seines Fachs die Wissenschaftsgeschichte aufleben lassen kann. Als neunjähriger Junge erlebte er im Südwesten Deutschlands die Befreiung durch die Franzosen, bald konnte er als Stipendiat eine der von den Franzosen gegründeten Schulen besuchen. Die Grundlage war geschaffen für einen Weg, der Gauger nicht

nur zu einem bedeutenden Philologen machte, sondern auch zum wichtigen Mittler zwischen den beiden Nationen, die sich auf gemeinsame Wurzeln berufen könnten, in der jüngeren Vergangenheit aber eher zu blutigen Auseinandersetzungen neigten. Gauger verweist auf den gemeinsamen Ursprung der romanischen und germanischen Philologie bei Jacob Grimm und setzt damit einen Fluchtpunkt für die gesamte Tagung.

Die thematische Aufteilung der 27 Beiträge habe ich bereits beschrieben, um einen ersten Eindruck von den Inhalten des Bandes zu gewähren. Die ‚Lage‘ des in Frankreich und in den Benelux-Staaten vertretenen Fachteils ‚Deutsch als Fremdsprache‘ wird eingehend behandelt, die ‚Perspektiven‘ und die ‚Germanistik‘ aber nur am Rande erwähnt; insofern ist der Titel des Bandes etwas irreführend. Es lässt sich aber konstatieren, dass die Lage unseres Fachs hier etwa dem entspricht, was wir allgemein für die Lage der Auslandsgermanistik feststellen müssen: Der Erwerb von deutschen Sprachkenntnissen steht im Vordergrund, die dann in entsprechenden Bereichen der Wirtschaft und der Politik eingesetzt werden können; die Auseinandersetzung mit deutschsprachiger Literatur und die Betrachtung der deutschen Sprache als Kern eines Germanistikstudiums finden kaum statt. In Frankreich gehören zu diesem Zentrum des Studiums auch die *Civilisation Allemande* und deren Ausläufer, die für jeden Germanistik-Dozenten einen Wunschtraum darstellen dürften. Sie sollten nach ihrer Ausrichtung für die neuen Methoden der Kulturwissenschaft, der Kulturwissenschaften und der *Cultural Studies* sehr empfänglich sein; doch zieht

sich eine erhebliche Ablehnung gegen diese methodischen Innovationen durch den vorliegenden Band. Dass sich durch diesen Einfluss das philologische Fach verändert und sich in Richtung Anthropologie weiter entwickelt, sollte man auch nicht befürchten, sondern begrüßen, da sich akademische Fächer den rezenten gesellschaftlichen Anforderungen stellen müssen, und eine Philologie im Grimm'schen Sinn betreiben wir glücklicherweise ohnehin schon lange nicht mehr, auch wenn damals solide Fundamente gelegt wurden und viele Ergebnisse noch heute ihre Gültigkeit haben.

Ein weiterer Punkt ist das Verhältnis der Auslandsgermanistik zur Inlandsgermanistik, zu dessen Betrachtung hier auch gerne der Plural ‚Auslandsgermanistiken‘ gebildet wird. Dass ein Studium der deutschen Sprache und Literatur vor dem Hintergrund einer nicht-deutschen Muttersprache zunächst andere Anforderungen in erheblichem Umfang an die Studenten stellt, steht außer Frage: Der Erwerb von Sprachkenntnissen erfordert viel Energie und vor allem Zeit, die dann an anderer Stelle fehlen. Zunächst sollte aber gelten, dass trotz der sich daraus ergebenden strukturellen Konsequenzen der Austausch zwischen In- und Ausland im Vordergrund stehen muss, und das gilt sowohl für die Forschung als auch für die Lehre bzw. das Studium. Da ist es dann auch befremdlich, dass den französischen Zitaten keine deutsche Übersetzung beigegeben wurde; dem Austausch ist ein solches Vorgehen sicherlich nicht förderlich.

Doch lassen sich auch viele positive Ansätze konstatieren, die vor allem in Belgien und den Niederlanden, aber etwa auch in Südfrankreich zum Tragen kommen. Bei diesen Ansätzen spielt in der Regel die Anerkennung der Tatsache, dass Englisch zu einer Universalsprache geworden ist, eine große Rolle. Dem Englischen mag damit eine bedeutende Rolle zukommen; dass dadurch die Existenz des Deutschen als Wissenschaftssprache gefährdet ist, scheint mir aber ein überzogener Gedanke

zu sein. Die englische Sprache mag eine internationale Verständigung und einen globalen Austausch ermöglichen, originelles Denken bleibt dann aber immer noch auf den sehr vertrauten Umgang mit Sprache angewiesen, der sich fast ausschließlich mit der Muttersprache verbindet und in der Regel in einer sekundär erworbenen Sprache nicht zu erreichen ist; auch darauf geht ein Beitrag des Bandes ein (Sabine Wintgen, Das nachlassende Interesse an Nationalsprachen wie Deutsch oder Französisch – eine Folge der Internationalisierung des Studienangebots?). Als deutsche Lektoren in Korea, die allzu häufig auf das Vehikel der englischen Sprache angewiesen sind, können wir ein Lied davon singen, dass das Manko einer sekundär erworbenen Sprache schon weit vor dem originellen Denken spürbar wird.

Es werden einige neue Studienmodelle vorgestellt, die sich bereits in der Praxis bewährt haben. Häufig gehen solch neue Modelle mit einem verstärkten Kontakt zu deutschen Partnerinstitutionen einher. Das ist sehr begrüßenswert, da es den ausländischen Studenten ein hohes Maß an Sprachpraxis und einen Einblick in die Inlandsgermanistik gewährt, und der Ruf nach germanistischen Institutspartnerschaften für alle sollte beim DAAD nicht gänzlich ungehört verhallen (Anke Bosse, Mehrsprachigkeit, Mobilität und Vernetzung. Für eine integrative inter- und transkulturelle Germanistik). Jedenfalls sind die vorgestellten Neuerungen begrüßenswert und teilweise auch für die Germanistik in Deutschland, Österreich und der Schweiz bedenkenswert. So sehe ich eine Studienstruktur, in der die didaktische Ausbildung von Lehrern zum großen Teil in den M.A.-Studiengang integriert und das B.A.-Studium auf die germanistische Fachausbildung konzentriert ist, durchaus als erstrebenswerte Möglichkeit für deutsche Universitäten an.

Die Abwärtsspirale aus Deutschlehrermangel, abnehmenden Zahlen an Germanistikstudenten und damit begründete Kürzungen der Mittel für das Fach ‚Germanis-

tik‘ ist nicht nur in Frankreich und den Benelux-Staaten, sondern weltweit zu beobachten. Die Projekte, die in diesem Zusammenhang vorgestellt werden und dem negativen Prozess steuern sollen, sind interessant und effektiv; sie scheinen probate, wenn auch im Allgemeinen sehr arbeitsaufwändige Mittel zu sein. Solcher Arbeitsaufwand sollte sich aber in jedem Fall lohnen, was bei einigen eingebrachten Vorschlägen, etwa dem Rückgriff auf Musik oder dem verstärkten Einsatz von EDV, nicht unbedingt gegeben ist und die nur von wenigen Kollegen umgesetzt werden könnten.

Die Beiträge zur Linguistik, Deutsch als Fremdsprache, Literaturwissenschaft und Deutschlandstudien können auch neben dem Subthema ‚Deutsch als Fremdsprache‘ auf die Vermittlung deutscher Sprache und Literatur im Ausland ausgerichtet sein, greifen teilweise aber auch sehr allgemeine Fragestellungen auf. In manchen Beiträgen sind solche Aspekte eng miteinander verbunden, wenn es etwa um den performativen Einsatz präformierter Konstruktionseinheiten geht (Günter Schmale, Morpho-Syntax oder präformierte Konstruktionseinheiten – Welcher linguistische Ansatz für das Fremdsprachenlernen?). Der Vergleich von französischer und deutscher Kulturpolitik im Ausland mag für einen Beitrag sehr allgemeinen Charakters stehen (Elise Lanoë, Die auswärtige Kulturpolitik Frankreichs und der Bundesrepublik Deutschland um 1970: zwei verschiedene ‚Modelle‘). Damit bewegt sich die Auswahl allerdings gefährlich nahe am ‚Leipziger Allerlei‘, einem Begriff, mit dem Jérôme Vaillant den Zustand des Fachteils ‚Civilisation allemande‘ im Frankreich der 1960er Jahre beschreibt (J. V., Deutschlandstudien im Rahmen der französischen Germanistik). Negativer ins Gewicht fallen allerdings inhaltliche Fehler, die man bei Germanistik-Dozenten im Ausland nicht erwarten sollte: Das Germanistik-Studium als Alternative für die Unbegabten und Motivationslosen gewinnt erst nach der bundesdeutschen Bildungsreform der

1960er und 1970er Jahre an Bedeutung, gilt also nicht für die gesamte zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts (Alexandra Pontzen, Kanon follows function: Neuere und Neueste deutsche Literatur im Curriculum einer Auslandsgermanistik der ‚Nahfremde‘). Das Fehlen der Fremdwörter ‚Exil‘ und ‚Migration‘ kann nicht als Beleg für ihre weitgehende Unbekanntheit im 19. Jahrhundert gelten; Jacob Grimm lehnte die Aufnahme von Fremdwörtern ab und schrieb das Grimm’sche Wörterbuch bis zum Lemma ‚Frucht‘, der Artikel zu ‚Migration‘ hätte ohnehin erst in der Lieferung ‚messe-miszlich‘ erscheinen können, die 1884 publiziert wurde (Christian Palm, Migrant vs. Exilant: Zur Konzeptualisierung und Positionierung einer ‚deutschsprachigen Literatur exilierter Autoren‘). Um valide Aussagen zu den einzelnen Übersetzungen zu treffen, hätten die jeweils den Übersetzungen zugrunde liegenden deutschen Ausgaben des Berichts ‚Reise um die Welt‘ von Adelbert von Chamisso kontrolliert werden müssen (Thierry Gallèpe, Die Reisen der Eigennamen im Verkehr des Sagens).

Es ist sehr begrüßenswert, dass der DAAD Tagungen zur Situation der Germanistik außerhalb des deutschen Sprachraums veranstaltet und dazu die direkt betroffenen Dozenten und Lektoren einlädt. Da die Situation in den germanistischen Abteilungen vielfach vergleichbar sein dürfte, sind zahlreiche Überschneidungen bei den Beschreibungen des jeweiligen Ist-Zustands unvermeidbar. Das gilt aber nicht für einen redaktionell betreuten Tagungsband, für den entsprechend ausgewählt werden kann; im vorliegenden Band sind etwa nur gut die Hälfte der Tagungsbeiträge berücksichtigt. Sieht man sich dagegen die Vorschläge zur Verbesserung der Situation unseres Fachs an, überrascht die Vielfalt der Lösungen, die augenscheinlich mit Erfolg belohnt werden. Hier würden Überschneidungen anders zu Buche schlagen, da sie als Bestätigung des jeweiligen Ansatzes gewertet werden können und Erfolgsmeldungen sich hier addieren. Als Fortführung

der Weimarer Tagung und dem hier vorliegenden Tagungsband wäre vielleicht an eine Veranstaltung zu denken, die sich

gezielt mit Einzellösungen und ihren Erfolgen beschäftigt und Musterlösungen und Leitlinien erarbeitet.



Zukunftsfragen der Germanistik. Beiträge der DAAD-Germanistentagung 2011 mit den Partnerländern Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg  
Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 350 S., 29,90 €  
ISBN 978-3-8353-1072-8

## Testen und Bewerten im Deutschunterricht – Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen.

**Das 15. internationale Symposium der Koreanischen Gesellschaft für Deutsch als Fremdsprache (KGDaF) in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Korea und der Sookmyung Women's University. Leitung: Prof. Dr. Rüdiger Grotjahn (Universität Bochum), 25.–26. April 2014**

*Marcus Stein*

Obwohl in den allermeisten Kontexten des fremdsprachlichen Unterrichts sprachliche Leistungen bewertet und zu diesem Zweck Tests und Prüfungen von den Lehrkräften nicht nur durchgeführt, sondern auch selbst entwickelt werden, werden entsprechende Kompetenzen in der Lehrerausbildung meist nur am Rande vermittelt, so dass die große Mehrheit der Praktiker zwar über Aufbau und Anforderungsprofil der einschlägigen, international anerkannten Sprachprüfungen gut informiert ist. Weniger gilt dies jedoch für den Bereich der Testkonstruktion, der die Vertrautheit mit statistischen Prüfverfahren voraussetzt – kaum eine Spezialität der v. a. geistes- und kulturwissenschaftlich orientierten Fremdsprachenpädagogen. Das diesjährige 15. internationale Symposium der KGDaF bot daher eine gute Gelegenheit, sich durch den Testexperten und Mitentwickler der Prüfung TestDaF, Prof. Dr. Rüdiger Grotjahn (Universität Bochum), an die komplexe Thematik heranführen zu lassen und sich anhand einer Vielzahl von weiteren Beiträgen mit verschiedensten einzelnen Aspekten des Themas vertieft auseinanderzusetzen. Insbesondere war diesmal auch das Goethe-Institut selbst – das ja durch sein Angebot an Prüfungen auf allen Sprachniveaus auf dem Markt eine führende Stellung einnimmt – durch gleich drei Beiträge vertreten.

Der erste Symposiumstag wurde eingeleitet durch Grußworte von Hae-Wook Lee, Präsidentin der KGDaF, Eberhard Weller, Leiter der Spracharbeit des Goethe-Instituts in der Region Ostasien und Sun-Hye Hwang, der Rektorin der Sookmyung Women's University. Der erste Fachbeitrag war ein längeres und v. a. für relative Neulinge auf dem Gebiet des Testens und Prüfens sehr informatives Referat des Tagungsleiters, Herrn Prof. Dr. Grotjahn, zu Grundfragen und Grundbegriffen, verschiedenen Formen des Testens, Prüfens und Evaluierens und zu allgemeinen internationalen Qualitätsstandards in diesem Bereich. In einem weiteren Hauptvortrag am Samstagmorgen stellte er später die Grundlagen, Anwendungsbereiche und Leistungen eines Testsformats dar, zu dessen erfolgreicher Durchsetzung er selbst durch diverse Studien und Veröffentlichungen wesentlich beigetragen hat: des C-Tests nämlich, der bei äußerst geringem Aufwand in der Erstellung ein hocheffektives und äußerst zeitökonomisches Prüfverfahren für ein erstaunlich breites Spektrum von sprachlichen Kompetenzen darstellt. In seinem abschließenden Vortrag erläuterte Grotjahn schließlich noch die verschiedenen praktischen Schritte der Entwicklung von Testaufgaben, die ursprünglich auch in Form eines Workshops von den Teilnehmenden ausprobiert werden sollten. Darauf musste angesichts diverser Verzögerungen

im Programmablauf wegen der inzwischen fortgeschrittenen Zeit jedoch verzichtet werden. Bei all seinen Ausführungen zu den oft sehr voraussetzungsreichen Frage- und Problemstellungen des Testens und Prüfens gelang es dem Referenten jedoch immer, diese auf anschauliche und interessante Weise verständlich zu machen, so dass die gesamte Tagung trotz des sonst oft als spröde empfundenen Themas insgesamt von einer angeregten und diskussionsfreudigen Stimmung beherrscht wurde, wie dies durchaus nicht für alle Großereignisse dieser Art gelten kann. Daran hatten selbstverständlich auch die vielen unterschiedlichen und in der Vielfalt der thematischen Ausrichtungen ein breites Spektrum abdeckenden Einzelbeiträge einen großen Anteil. Leider können sie hier nur in sehr kursorischer Form gewürdigt werden.

Vier Beiträge beschäftigten sich i. W. mit Fragen des Prüfens, darunter v. a. auch die Referate der GI-Mitarbeiter: Sung-Gi Cho stellte fest, dass die Unterrichtsprinzipien der Handlungsorientierung, der Kompetenzorientierung, der Lernerorientierung, der Interaktionsorientierung, der interkulturellen Orientierung und der Aufgabenorientierung nur z. T. auch in den Aufgabenformaten der Prüfung Start Deutsch 2 Berücksichtigung finden, was im Hinblick auf die Bedeutung von Rückwirkungseffekten der Prüfungen auf die Unterrichtspraxis nicht unbedenklich erscheint. Miran Ahn zeigte, dass Prüfungsaufgaben der Prüfung Start Deutsch 1 und entsprechende Aufgaben zu den jeweiligen Teilfertigkeiten aus einschlägigen Lehrbüchern erhebliche Unterschiede in Anforderungen und Formaten aufweisen, so dass die Frage berechtigt erscheint, inwieweit der Bezug auf das Referenzniveau A1 des GER tatsächlich eine Orientierung an einem einheitlichen Standard garantiert. Ergebnisse begleitender Untersuchungen zur neu eingeführten Prüfung B1 des Goethe-Instituts stellte Hyun-Ae Lee vor. Demnach hat sich die Prüfung weltweit ebenso wie in Korea

inzwischen gut etabliert und wird allgemein akzeptiert. Die Anpassung an das Referenzniveau B1 des GER hat zwar zu einer leichten Erschwerung gegenüber dem bisherigen ZD geführt, Wahrnehmung und tatsächlicher Prüfungserfolg korrespondieren einander jedoch – insbesondere bei der Hörverstehensprüfung – nicht immer.

Vier weitere Beiträge thematisierten Prüfungen eher vor dem Hintergrund der Praxis des Fremdsprachenunterrichts: Hye Yang Shin (Sookmyung Women's University) stellte ein landeskundliches Unterrichtsprojekt auf der Basis des sog. 'Problem Based Learning' vor, das v. a. durch eine enge Verknüpfung von Projektarbeit in Kleingruppen und Evaluationsprozessen (Selbstevaluation, Peer-Evaluation und Evaluation durch den Kursleiter) überzeugte. Bedenkenswerte Vorschläge für Alternativen zum inzwischen wohl an allen koreanischen Universitäten eingeführten Standard der „relativen Bewertung“ (quotierte Bewertung orientiert an einer angenommenen Normalverteilung) formulierte Marc Herbermann (Dongduk Women's University). Michael Menke (Incheon National University) diskutierte Probleme der Leistungsbewertung von Gesprächen koreanischer und chinesischer Studenten im Rahmen eines Videochat-Projekts und stellte ein Bewertungsverfahren vor, das die Kann-Beschreibungen des GER zur Grundlage eines Bewertungsrasters macht.

Drei Beiträge der Tagung schließlich befassten sich gar nicht oder nur indirekt mit dem Schwerpunktthema der Tagung: Zwei davon stellten spezifische Unterrichtskonzeptionen vor. Yonsuk Chae (Kyongpook National University) zeigte, wie sich von muttersprachlichen Tutoren geleitete Phasen von Gruppenarbeit sinnvoll in einen Unterricht einfügen, der versucht, die Arbeit mit Kurzfilmen zur Grundlage eines Kommunikations- und Landeskundekurses zu machen. Aufgabe der Tutoren war es dabei v. a., Fragen zu den Filmen zu beantworten und Aussprache-, Vorlese-,

Sprech-, Schreib- und Rollenspielübungen anzuleiten und durch geeignetes Feedback zu steuern. Der Beitrag von Marcus Stein (Chung Ang University) argumentierte für einen stark erweiterten Begriff des Textverstehens, der sich einfügt in eine umfassende Sicht auf Texte als Konstituenten der spezifischen soziokulturellen Praktiken schriftkulturell geprägter Gesellschaften. Anhand von Aufgabenbeispielen zeigte er, wie eine entsprechende „Didaktik der Literazität“ vorzustellen ist. In einem weiteren Beitrag ging es um ein Experiment zur Entwicklung der Translationskompetenz, im Rahmen dessen natürlich auch die Frage nach deren Messung eine Rolle spielte: Hye-Yeon Chun zeigte, dass Dolmetscher in unterschiedlichen Phasen ihrer Ausbildung deutlich von praktischen Er-

fahrungen auf dem Gebiet des Dolmetschens profitieren: Genauigkeit, Schnelligkeit und Automatisierungsgrad bei einer Wortwechsel-Aufgabe steigen mit zunehmender Dauer praktischer Erfahrungen an.

Wie bereits oben angedeutet, bot das 15. Symposium der KGDaF eine gute Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, dass die DaF-Lehre in Korea nach wie vor ein interessantes und von vielen anregenden, konstruktiven und qualitativ hochstehenden Diskussionsbeiträgen geprägtes, äußerst lebendiges Arbeitsfeld darstellt, dem es weder an Ideen noch an Wille und Kraft zu der Umsetzung fehlt. Daran gemessen können alle in Korea tätigen Experten für DaF mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

# Das 21. Sorak-Symposium 2014

## Autobiographie und Autofiktion in der neueren und neuesten deutschen Literatur

Mit Prof. Dr. Dieter Martin (Universität Freiburg)

Veranstaltet von der *Koreanischen Gesellschaft für Germanistik (KGG)*  
in Zusammenarbeit mit dem DAAD

12. September (Fr) - 14. September (So) 2014, Hotel Kolon in Gyeongju

Spätestens seit Jean-Jacques Rousseaus *Confessions* (1782–1789) und Johann Wolfgang Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811ff.) gehört die Autobiographie zu den etablierten literarischen Gattungen. Das Interesse der Literaturwissenschaft finden Autobiographien nicht nur als Dokumente der soziokulturellen Dispositive früherer Individuen und Gesellschaften, sondern auch als Orte poetologischer Selbstaussagen von Autoren.

Doch im 20. Jahrhundert und vor allem in der Zeit nach 1945 veränderten sich autobiographische Schreibweisen ebenso wie der wissenschaftliche Blick auf die Gattung Autobiographie fundamental. Autoren markieren – nicht zuletzt unter dem Einfluss poststrukturalistischer Subjektkritik – zunehmend die Kontingenz ihrer Erinnerungen und die Brüchigkeit ihrer Identitätswürfe. Auch wird in literarischen Selbstdarstellungen verstärkt das Verhältnis von Fiktionalität und Faktualität problematisiert, und zwar von der Literaturwissenschaft ebenso wie von den Autoren selbst. Dies zeigt sich besonders in hybriden Gattungsformen, die fiktionales und autobiographisches Erzählen gezielt mischen. Das autobiographische Erzählmodell wird variiert (z. B. durch Erzählen in der dritten statt in der ersten Person) und auf andere literarische Gattungen (wie den Roman) übertragen.

Zur Beschreibung und Analyse solcher zwischen Faktualität und Fiktionalität schwankenden Lebenserzählungen hat sich

seit einigen Jahren der Begriff ›Autofiktion‹ eingebürgert: Zuerst im Jahre 1977 vom französischen Literaturwissenschaftler und Autor Serge Doubrovsky gebraucht und geprägt, wurde der Autofiktionsbegriff erst in den letzten Jahren theoretisch ausdifferenziert – vor allem Frank Zipfel (in: *Grenzen der Literatur* [2009]), Peter Gasser (in: *Autobiographie und Autofiktion* [2012]) und Eric Achermann (in: *Auto(r)fiktion* [2013]) haben hierzu entscheidende Vorschläge gemacht. Empfohlen wird ein möglichst trennscharfer Gebrauch, der Philippe Lejeunes Unterscheidung zwischen ›autobiographisch-referentiellem Pakt‹ auf der einen Seite und ›romaneskfiktionalem Pakt‹ auf der anderen Seite aufnimmt, für die ›Autofiktion‹ aber von einer spezifischen Simultanität beider Paktangebote an den Leser spricht.

Die Produktivität und Aktualität des Forschungsparadigmas ›Autobiographie und Autofiktion‹ ist in neueren und neuesten Publikationen gut dokumentiert: Nachdem zwischen 2006 und 2009 die dreibändige Tagungsreihe ›Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur‹ erschienen ist, galt beim XII. Internationalen Germanistenkongress in Warschau 2010 eine eigene, von Martina Wagner-Egelhaaf geleitete Sektion dem Thema ›Autofiktion. Neue Verfahren literarischer Selbstdarstellung‹.

Anschließend an diese und weitere Beiträge der neueren Forschung (vgl. die Auswahlbibliographie) soll auf unserer Tagung

das Spannungsfeld von ›Autobiographie und Autofiktion in der neueren und neuesten deutschen Literatur‹ sowohl in seinen theoretischen wie in seinen poetischen Aspekten behandelt werden. Vorgetragen und diskutiert werden sollen einerseits die aktuellen literaturtheoretischen Konzepte, mit denen man das Ineinander fiktionaler und faktualer Schreibweisen analysiert. Andererseits sollen in exemplarischen Fallstudien einzelne Formen und Modelle des gegenwärtigen autobiographisch-autofiktionalen Schreibens vorgestellt werden, um daran interessante systematische Fragen dieses Genres zu erörtern: Wie zum Beispiel die Überschreitung von Mediengrenzen (z. B. die Integration von Photographien bei Roland Barthes und W. G. Sebald) und die Auflösung geschlossener literarischer Formen in aktuellen elektronischen Medien (z. B. die blogs und Tagebücher von Christoph Schlingensiefel und Wolfgang Herrndorf), die Strategien des ›self-fashioning‹ bei Autoren der Popliteratur (wie Christian Kracht und Benjamin

von Stuckrad-Barre) und die Thematisierung der Migration (etwa in Emine Sevgi Özdamars *Karawanserei*), die Überschreitung von Tabugrenzen und die sich daran anschließenden juristischen Auseinandersetzungen (wie sie etwa um Maxim Billers *Esra* geführt worden sind).

Neben solchen Texten und Phänomen der jüngsten Zeit zielt die Tagung gleichberechtigt darauf, die historische Dimension des Themas in seiner ganzen Breite zu erkunden und die Ergiebigkeit des Autofiktionsbegriffs an Werken zu erproben, die vor der Etablierung des Begriffs erschienen sind: Neu analysiert werden können bekannte autobiographisch strukturierte Romane und Erzählungen wie Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, Thomas Bernhards fünfteilige ›Autobiographie‹ und Max Frisks *Montauk*, aber auch Werke des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Auf diese Weise soll unsere Tagung dazu beitragen, die bislang weitgehend ausgebliebene literaturgeschichtliche Differenzierung des Phänomens ›Autofiktion‹ zu initiieren.

Kontakt:

Frau Prof. Dr. GOAK Jeang-Yean (jygoak@hanmail.net, 010-3231-4364)

Frau Prof. Dr. CHOI Moon Sun (choims@cnu.ac.kr, 010-5789-6515)

# Lektoren-Vereinigung Korea auf facebook

Seit kurzer Zeit (und dank der Hilfe unserer Kollegen Dr. Dirk Schlottmann und Achim Brückner) sind aktuelle Hinweise jetzt auf unserer facebook-Seite zu finden.

Unter <https://www.facebook.com/lektorenvereinigungkorea> kann man (ohne Login) sehen, was zum Thema DaF in Korea (und anderes) gerade läuft.



The screenshot shows the Facebook profile page for 'Lektoren-Vereinigung Korea'. At the top, there is a login section with fields for 'E-Mail oder Telefon' and 'Passwort', and buttons for 'Anmelden', 'Angemeldet bleiben', and 'Passwort vergessen?'. Below this, the page title reads 'Lektoren-Vereinigung Korea ist bei Facebook.' followed by the text 'Um dich mit Lektoren-Vereinigung Korea zu verbinden, registriere dich noch heute für Facebook.' and buttons for 'Registrieren' and 'Anmelden'. The main header features the group's logo, which consists of the text 'Lektorenvereinigung Korea' in a stylized font with a large, sweeping brushstroke underneath. To the left of the logo is a small image of an open book. Below the logo, the group name 'Lektoren-Vereinigung Korea' is repeated, along with the text '29 „Gefällt mir“-Angaben · 6 sprechen darüber'. A navigation bar at the bottom of the page includes links for 'Info', 'Fotos', '„Gefällt mir“-Angaben' (with a '29' count), and 'Veranstaltungen'.

Daneben gibt es die LVK-Pinnwand für Diskussionen (allerdings nur mit facebook-Anmeldung): <https://www.facebook.com/groups/1473962249484033/> oder einfach bei facebook suchen.



The screenshot shows the Facebook group page for 'Lektoren-Vereinigung Korea'. At the top, there is a navigation bar with links for 'LVK-P...', 'Mitglieder', 'Veranstaltungen', 'Fotos', 'Dateien', 'Benachrichtigungen', '+ Gruppe gründen', and a search icon. Below this, there is a section for 'Beitrag' (Post) with options for 'Foto/Video', 'Frage', and 'Datei'. The main content area shows a post by 'Aki Modo' from February 25th, asking a question: 'Volksweisheit: "Alles hat ein Ende, nur die ...!" (Test)'. Below the question are three multiple-choice options: 'Dummheit ist grenzenlos', 'Wurst hat zwei', and 'Kunst ist unendlich'. A text input field for 'Füge eine Antwort hinzu ...' is also visible. On the right side, there is an 'INFO' section for the group, which is a 'Geschlossene Gruppe' (Closed Group) with 22 members. It includes a description: 'Pinnwand für LehrerInnen, LektorInnen, ProfessorInnen und DozentInnen in Korea' and options to 'Nachricht senden' and 'Per E-Mail einladen'. Below this, there is a section for 'EMPFOHLENE GRUPPEN' (Recommended Groups) with two suggestions: 'Women's Global Solidarity Action N...' with 1,205 members and 'Auf Deutsch, bitte! 독일어로 말합시다!'.

## „Rituale“

unterstützt durch den **DAAD** Deutscher Akademischer Austausch Dienst  
German Academic Exchange Service

### Programm

#### **Samstag**, Leitung Michael Menke

14.00 Begrüßung, Grußworte

14.30 Pater Bartholomäus: Rituale des Ortes; im Anschluss Führung durch das Kloster

16.00 Dr. Dirk Schlottmann (Korea National University of Education): Rites de passage -  
religiöse Rituale in Asien

#### Leitung Jan-Philipp Holzapfel

17.00 Mark Herbermann (Dongduk Women's University Seoul): Bewertungsrituale

17.45 Albert Brunoni (Kim Il-Sung Universität, Pjöngyang): Im Land der Rituale

18.30 Abendessen

danach Kneipe/Restaurant mit dem möglichen Gesprächsthema „Rituale im DaF-  
Unterricht“

#### **Sonntag**, Leitung Marcus Stein

ab 8.00 Frühstück

10.30 Möglichkeit zum Besuch der Kath. Messe

11.30 Gesprächsgruppen a.) „Ziele der LVK in Hinsicht auf die gegenwärtige Situation  
der Hochschulen in Korea“ b.) LVK-Auftritt bei den „Tagen der deutschen  
Sprache“ am 22.11.2014 in Seoul c.) *Bei Bedarf weitere Gruppe*

12.00 – 13.00 Mittagessen

13.00 Michael Menke/Marcus Stein/ Jan-Philipp Holzapfel: Auswertung der  
Gesprächsgruppen

13.30 Kai Rohs (Soongshil-University, Seoul): Deutsch nach Englisch

14.00 Geschäftsbericht des Vorstands und Wahlen zum Vorstand

# Autorenhinweise

**Lars Bergmeyer:** Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache in Köln, Bonn und Mumbai. Seit 2008 DAAD-Lektor, zuerst in Chengdu/China, nun in Ulan Bator, Mongolei. Interessensgebiete: Geschichte und Literatur, Barockliteratur, Neue Sachlichkeit, Expressionismus.

**Marc Herbermann:** lebt seit einigen Jahren in Korea. Er unterrichtet derzeit Deutsch an der Dongduk Frauenuniversität und an der Hansin-Universität.

**Frank Kostrzewa, Dr.:** Von 1993-1997 als DAAD-Lektor an der Keimyung Universität in Daegu/Korea, danach DAAD-Lektor in Budapest und wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Rostock und Köln. Seit 2007 als Professor für Linguistik und Sprachdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, Institut für deutsche Sprache und Literatur, tätig.

**Thomas Kuklinski-Rhee:** Visiting Professor an der Duksung Women's University sowie Deutschlektor an der Daewon Fremdsprachenoberschule und an der Hanyeong Fremdsprachenoberschule. Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und Philosophie des Sports, speziell der ostasiatischen Kampfkünste, sowie Theorie und Praxis von Unterrichtstechniken.

**Tobias Lehmann:** 2002 bis 2006 Studium an der Universität Erfurt, Geschichte, Politik und Linguistik. Danach von 2006 bis 2009 Studium an der Sogang Universität, Ostasienwissenschaft mit Schwerpunkt Korea und außerdem Koreanisch am Spracheninstitut der Universität. Nach dem Abschluss Deutsch-Lehrer und -Lektor u.a. an der Seoul Fremdsprachenoberschule und an der Korea Universität (Sejong Campus). Seit August 2011 als Deutsch-Lektor tätig an der Kongju Nationaluniversität.

**Michael Menke:** National University of Incheon, Studium der Germanistik, Publizistik und Musikwissenschaften in Göttingen, Berlin und Wien. Bis 1991 Journalist. Arbeits- und Interessensgebiet: Gegenwartsmusik, Verhältnis Musik und Sprache.

**Reinhold Rauh, Dr.:** Autor von „Sprache im Film. Die Kombination von Wort und Bild im Spielfilm“ (1987) oder „Kommunikative und ästhetische Leistungen der Sprache im Film“ (2002). Seit 1996 Professor für German Studies an der Chosun-Universität, Gwangju.

**W. Günther Rohr, Prof. Dr.:** Lektor an der Chung-Ang-Universität in Seoul, apl. Professor an der Universität Koblenz-Landau, Spezialgebiet ‚Deutsche Literatur und Sprache des Mittelalters‘.

**Kai Rohs:** Lektor an der germanistischen Abteilung der Soongsil Universität in Seoul, seit 2000 in Korea im Bereich "DaF" tätig. Interessensschwerpunkt: Tertiärsprachenforschung.

**Dirk Schlottmann, Dr.:** seit 2010 Guest Professor an der Korea National University of Education, 2008–2010 Teaching Professor an der Konkuk University (Chungju), Studium der Ethnologie, afrikanischen Philologie und Germanistik an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz; Promotion an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt im Bereich historische Ethnologie; Arbeitsschwerpunkte: visuelle Anthropologie, DaF, Einsatz neuer Medien im Unterricht, Spiritualität in Asien; Kontakt: [www.photoanthropos.com](http://www.photoanthropos.com)

**Marcus Stein:** Studium der allgemeinen Linguistik, Soziologie, DaF und Philosophie in Bielefeld. Tätig an der Chungang-Universität in Seoul. Forschungsgebiete: Didaktik und Methodik des DaF-Unterrichts, insbesondere Lehrmaterialentwicklung, psycholinguistische Grundlagen des Fremdsprachenerwerbs, Gesprächsanalyse, Phonetik/Phonologie, Kulturanthropologie, Ethnographie.

# Kontakte

## **Informations- und Beratungszentrum des DAAD in Seoul**

Christoph Pollmann  
Tel (02) 324-0655  
Fax (02) 02-324-0675  
ic.seoul@gmail.com  
www.daad.or.kr

## **DAAD-Verbindungslektorat für Korea**

Jan-Philipp Holzapfel  
Tel (02) 3277-3940  
Fax (02) 3277-3572  
holzapfel@ewha.ac.kr

## **Goethe-Institut Seoul**

Eberhard Weller, Leiter der Spracharbeit  
ls@seoul.goethe.org  
Tel. (02) 754-9831/2/3  
Fax (02) 754-9834  
www.goethe.de/ins/kr/seo/deindex.htm

## **Deutsche Botschaft Seoul**

www.seoul.diplo.de/  
Michael Ahrens  
Leiter der Kultur- und Wissenschaftsabteilung  
Tel. (02) 748-4117  
Fax (02) 748-4171  
ku-1@seou.diplo.de

Sophie Böhm-Topchyan  
Kulturabteilung  
Tel. (02) 748-4114  
direkt: Tel. (02) 748-4128  
Fax (02) 748-4161  
ku-10@seou.diplo.de

## **Schweizer Botschaft Seoul**

Doris Wälchli-Giraud, Kulturabteilung  
Tel. (02) 3704-4725  
Fax 737-9392  
doris.waelchligiraud@eda.admin.ch  
http://www.eda.admin.ch/seoul

## **Österreichische Botschaft Seoul**

Erik Müller, Ressort Kultur  
erik.mueller@bmeia.gv.at  
Tel. (02) 732-9071  
Fax (02) 732-9486  
www.austria.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Deutsch als Fremdsprache (KGDaF)**

Prof. Dr. Gyung-Jae Jun, Präsident  
Tel. (02) 2220-0762  
gjjun@hanyang.ac.kr  
http://daf.german.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft (KGD)**

Dr. Yang Tazong, Geschäftsführer  
Tel. (051) 200-7097  
tzyang@daunet.donga.ac.kr

## **Koreanische Gesellschaft für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur**

Dr. Kim, Su-Im  
Tel. (062) 530-3181  
http://du.german.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Germanistik (KGG)**

Prof. Dr. Hallan Kim, Präsidentin  
Tel: (02) 920-7085  
hallank@sungshin.ac.kr  
http://kgg.german.or.kr

## **Koreanischer Deutschlehrer-Verband**

Kim, Yong-Shik  
Tel. 010 3747 8081  
kontakt@dreamwiz.com  
www.kdv.or.kr

## **DAAD Büro Tokio**

Dr. Wieland Eins  
Akasaka 7-5-56, Minato-ku  
Tokyo 107-0052  
Tel. +81 (3) 3582-5962  
Fax +81 (3) 3582-5554  
E-Mail: lekt@daadjp.com  
www.tokyo.daad.de

## **DAAD Bonn**

Elke Hanusch  
Fachliche Lektorenbetreuung/332  
Kennedyallee 50, 53175 Bonn  
Tel.: +49 228 882 836  
Mail: hanusch@daad.de  
www.daad.de/ortslektor

# Impressum

*Herausgeber:* **Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V.)**

Postanschrift: Dr. Reinhold Arnoldi / Prinzregentenstr. 7 / D-10717 Berlin

*und*

**Lektoren-Vereinigung Korea (LVK)**

Postanschrift: C.P.O. Box 5447, 100-654 Seoul, Republik Korea.

Mail: lektorenvereinigung@yahoo.com

Vorstand FALK:

*Dr. Reinhold Arnoldi* (Geschäftsführer)

chrisarnoldi@hotmail.com

*Christina Youn-Arnoldi*

(stellvertr. Geschäftsführerin)

chrisarnoldi@hotmail.com

Vorstand LVK:

*Michael Menke* (Geschäftsführer)

mmenke@hotmail.com

*Markus Stein*

steinemd@cau.ac.kr

*Homepage:*

Hans-Alexander Kneider, <http://www.lvk-info.org>

*Redaktion:*

Jan-Philipp Holzapfel, Michael Menke, Marcus Stein.

*Layout, Titelbild, Anzeigen:* Michael Menke

*Bankverbindung Korea:*

Kookmin Bank, Kto. 795-21-0072-726 (Michael Menke)

*Bankverbindung Deutschland:*

Deutsche Bank 24 (Michael Menke)

IBAN: DE89 1007 0024 0410 8106 00

BIC (SWIFT) DEUTDE3333

*Auflage:*

750

Die DaF-Szene Korea wird in Berlin und Seoul herausgegeben vom Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V.) und der Lektoren-Vereinigung Korea (LVK). Sie erscheint zweimal jährlich im Mai und im November. Sprache der Aufsätze ist i.d.R. Deutsch. Die DaF-Szene Korea bringt Themenhefte zum deutsch-koreanischen Kulturaustausch und zum Unterricht für Deutsch als Fremdsprache, in denen die Unterrichtsbedingungen in der ostasiatischen Region besonders berücksichtigt werden. Das Magazin bedient die Rubriken Unterrichtsentwürfe, Forum, Rezensionen und Konferenzberichte. Kulturfeuilletons und Berichte sollen Lebens-, Arbeits- und Vertragsbedingungen transparent machen, die für neue Lektoren in Korea relevant sind.

Auch wissenschaftliche Beiträge sind willkommen, dabei werden aber essayistische Arbeiten bevorzugt. Neue Entwicklungen im Bereich der Literatur-, Sprach- und Kulturwissenschaft werden in Hinblick auf ihre Bedeutung für die Germanistik in Ostasien diskutiert. Die DaF-Szene Korea fördert insbesondere die wissenschaftlichen Diskussionen zwischen den Mitgliedern von LVK und FALK, steht aber allen Interessierten als Plattform zur Verfügung.

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 15. Oktober 2014. Bitte senden Sie Ihren Text als *attachment* per e-mail oder auf einer Diskette an unsere Postfachadresse. **Formatieren** Sie den Text bitte **nicht** und nehmen Sie auch keine Silbentrennung vor! Die Datei sollte eine *.rtf*- oder *.doc(x)*-Datei (MS Office) sein. Beachten Sie bitte die Regeln der neuen Rechtschreibung.

Wir danken dem **DAAD** und den **Anzeigekunden** für die finanzielle Unterstützung dieser Ausgabe!

ISSN 1860-4463

